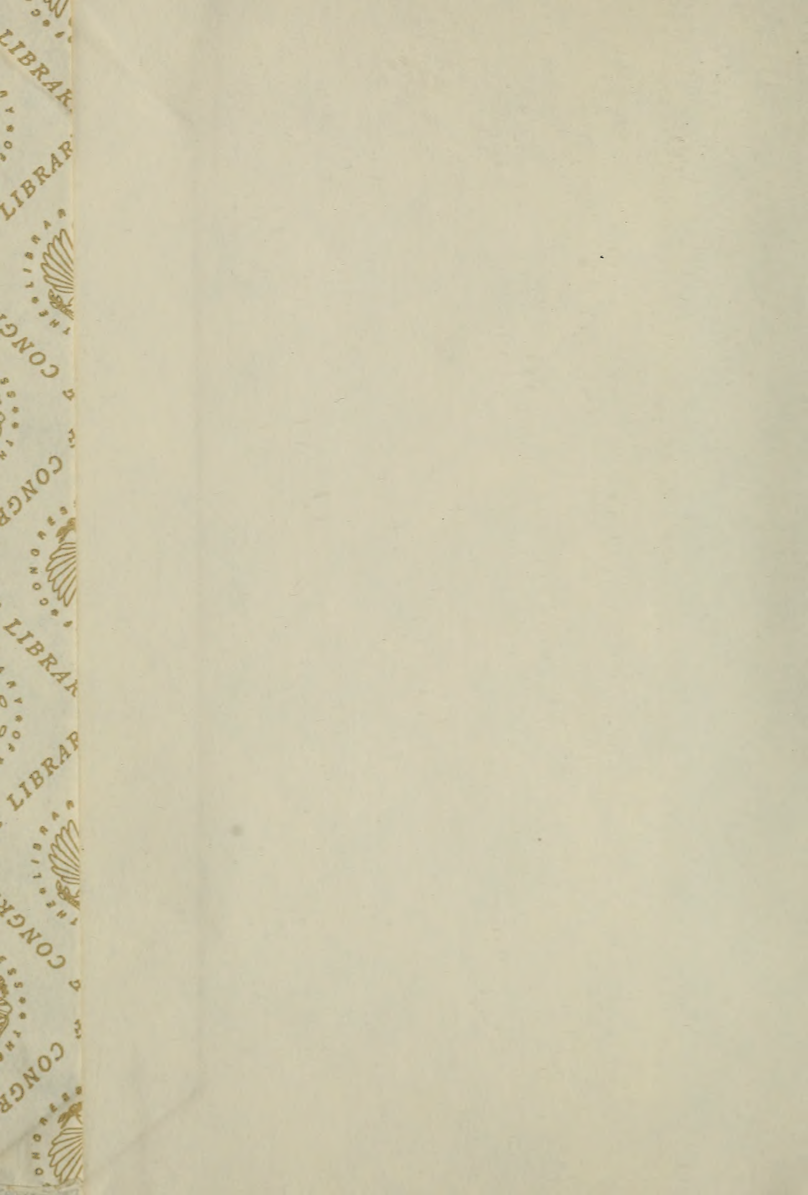

THE LIBRARY OF CONGRESS



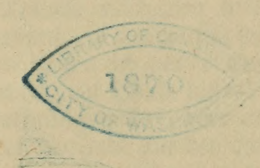


Ebeling, A.

Lebende Bilder

aus

dem modernen Paris.



St. Louis, Mo.
...ck und Verlag von Francis Saler,
(Conventstraße zwischen 3. u. 4. Straße.)
1865.

Die Tochter des Lumpensammlers.

Im Faubourg Saint-Marceau ist seit einigen Tagen gewaltig viel Lärm und Bewegung ......

„Es ist ein Kopfzusammenstecken,
Wie wenn's um eine Verschwörung zu thun."

Gott Lob leben wir hier unter einer Regierung, die, „weil sie aus dem Volke hervorgegangen, auch nichts vom Volke zu fürchten hat", wie wenigstens Herr Troplong in seiner letzten Rede sagte, und er muß es wissen, denn er ist bekanntlich einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten Frankreichs. Wer weiß überhaupt, ob Herr Troplong von der Gährung im Faubourg Saint-Marceau unterrichtet ist; wohl kaum, denn als Senats-Präsident ist er wahrscheinlich nie in jenes Quartier gekommen. Dem Leser mag es ähnlich gehen wie Sr. Excellenz; er liest vielleicht den Namen jenes Vorstadtviertels hier zum ersten Male; und wollte die Leserin dasselbe mit einem Besuch beehren, so muß sie dort nicht in großer Toilette erscheinen und vor Allem jene bauschige Gewandung, in welche sich seit einigen Jahren die feinen Damen hüllen (ich nenne aus Delicatesse das verpönte Wort nicht), zu Hause lassen. Sie würde sonst die immerhin „hoffnungsvolle", aber zugleich sehr ungezogene Jugend der Vorstadt auf den Fersen haben; denn um nicht länger hinter dem Berge zu halten: das Faubourg Saint-Marceau ist das Quartier der Pariser Lumpensammler.

Quelle horreur! Ja freilich; aber nur, weil das Wort im Deutschen so häßlich klingt; im Französischen hört es sich hübsch und zierlich an: chiffonniers – dies saubere Substantivum erinnert sogar an ein elegantes Möbel, die sogenannte Chiffonniere, die in keinem Bou-

doir fehlen darf, ja eine vornehme Dame schließt sogar ihr billets–doux in die Chiffonniere. So kann uns der Klang des Wortes versöhnen, obwohl der Begriff stets ein und derselbe ist.

Also die Pariser Lumpensammler sind in Bewegung, und wir thun ganz, als ob dies von Wichtigkeit sei, und nicht wir allein, sondern die meisten Zeitungen mit uns; es muß also mehr dahinter stecken, als man auf den ersten Anblick glauben sollte.

Schon ein Mal hat man gesehen, daß mit den Chiffonniers nicht zu spaßen ist, und zwar unter Louis Philippe, wo man den armen Teufeln das Handwerk legen, oder sie doch sehr hoch besteuern wollte. — Damals wurde aber die Bewegung so bedenklich und nahm einen so ernsten Charakter an, daß die Regierung sofort ihr Project fallen ließ und nachgab; acht Tage später war Alles vergessen, und die Lumpensammler durchzogen nach wie vor die Straßen von Paris und waren lustig und guter Dinge. Das war damals; aber damals und jetzt ist auch ein Unterschied wie Tag und Nacht. Was unter Louis Philippe gefährlich oder gar unmöglich schien, ist jetzt leicht und bequem zu machen; was unter der königlichen Regierung Volk und Thron entzweit und getrennt hätte, dient unter der kaiserlichen einfach dazu, „die Bande zwischen Nation und Herrscher nur noch mehr zu befestigen". Das wenigstens behauptet der Präsident Troplong, und daß wir seinen Worten glauben müssen, haben wir schon oben gesagt.

Die Chiffonniers selbst freilich, die begreiflich nicht auf einer gleichen Höhe der Logik stehen und die Dinge dieser Welt von einem niedrigern Gesichtspunkte auffassen, sind keineswegs mit jenem Raisonnement zufrieden, machen gewaltig böse Gesichter, und manche von ihnen haben schon keck und laut gesagt: „cela n'est pas encore fait . . . nous verrons", — was in freier Verdeutschung so viel heißt, als: es ist noch nicht aller Tage Abend.

Was will denn eigentlich die Regierung von den friedlichen Bewohnern des Faubourg Saint-Marceau

— friedlich, so lange man sie in Ruhe läßt und in ihrer Industrie nicht stört — und welches Gewitter zieht sich über den Pariser Lumpensammlern zusammen?

Lieber Gott! die Geschichte ist einfach: die Regierung will ein Monopol aus der Lumpensammlerei machen (so übersetzen wir wohl am besten „Chiffonnierie"), will die einzelnen Lumpensammler allerdings behalten, aber als eine große Corporation organisiren, administriren, controliren und wie die Zeitwörter auf — iren weiter heißen, die allesammt auf r e g i e r e n reimen. — Daß nämlich die Regierung Geld braucht, ist eine alte bekannte Sache; welche Regierung brauchte wohl keines! vollends ein Gouvernement mit einem Deficit von drei Milliarden. Bei einem solchen Deficit muß ein guter Finanzminister an Alles denken, und es scheint auch, daß gerade die Chiffonnierie unter den Finanzprojecten Fould's obenan steht, und daß man allen Ernstes den Vorschlag in reifliche Erwägung zieht. Die „Lumpensammlerei" muß mithin hier in Paris viel einbringen, sonst hätte sich wohl der Minister nicht bis in diese Region hinabgelassen, um dort Abhilfe seiner Noth zu suchen. Man spricht von sechszehn bis achtzehn Millionen. Die Sache ist also wohl der Ueberlegung werth.

Der Tausend! ruft da vielleicht mancher Leser, achtzehn Millionen! Da lohnte es sich ja fast der Mühe .... doch wir vollenden den Satz nicht, weil es dem Leser ja doch nicht Ernst sein kann. Denn er weiß so gut wie wir, daß jene Summe den jährlichen Umsatz der Lumpen als Handelsartikel ausmacht, und daß die fünfundzwanzigtausend Chiffonniers von Paris (so viel weist ungefähr die letzte Statistik der Hauptstadt nach) arme Teufel sind und bleiben. Nur in einzelnen wenigen Händen ist der eigentliche Geschäftsbetrieb des Lumpenhandels en gros, und das sind alsdann reiche Leute. Einige derselben haben von der Pieke auf gedient und wirklich in ihrer Jugend Korb und Haken getragen, die beiden nothwendigen Utensilien eines jeden Lumpensammlers. Auf diese Großhändler hat es die Regierung abgesehen, und will sich einfach an ihre Stelle

setzen; ja, in dem Finanz-Projecte wird sogar eine Humanitäts-Rücksicht hervorgehoben, diejenige nämlich, daß es dem Staate bei Monopolisirung des Lumpenhandels leicht möglich sein werde, die immerhin kümmerliche Lage der einzelnen Lumpensammler wesentlich zu verbessern. Sie selbst wollen aber keine Verbesserung, wenigstens viele von ihnen, und wenn wir sie im Durchschnitt arme Teufel nennen, so ist das auch mehr eine façon de parler, und keineswegs allzu buchstäblich zu nehmen.

Haben wir doch hier vor einigen Jahren eine Liebesgeschichte, einen förmlichen Roman gehabt, in welchem die Tochter eines Chiffonniers die Hauptrolle spielte. Die Geschichte ist wirklich des Erzählens werth und zugleich das beste Mittel, den Leser mit den Sitten des dortigen Stadttheils bekannt zu machen.

Die Straßen im Faubourg Saint-Marceau sind begreiflich der kümmerlichsten Art; auch in den breitern passirt selten ein Fiaker, und eine herrschaftliche Equipage ist wohl seit Menschengedenken nicht dort gewesen. Kleine Handwagen dagegen in Menge, meist von Kindern gezogen und mit schmutzigen Lumpen, Lappen und Fetzen, mit Papier, Knochen und jenem unnennbaren tausendfachen Unrath angefüllt, den die Pariser Morgens und Abends vor ihre Hausthüren werfen, und den eben die Chiffonniers zusammenlesen, bevor sie den Rest den Gassenkummerwagen überlassen. Die Wohnungen der Lumpensammler sind vollends unbeschreiblich; in den meist großen, aber zerfallenen Häusern wohnen oft zwanzig, dreißig Familien beisammen, neben, über, unter einander, ja auf einander möchte man fast sagen; denn jedes Plätzchen ist bei der hohen Miethe (die Miethen sind auch im Faubourg Saint-Marceau hoch!) viel Geld werth, und darf nicht unbenutzt gelassen werden. Daher in allen Höfen, auf allen Gängen und Treppen, bis hinein in die kleinen niedrigen Zimmer Alles vollgepfropft mit Bündeln, Ballen und Packen, welche die Ausbeute der täglichen Excursionen enthalten.

Allwöchentlich, in der Regel am Samstage, kom-

men die Zwischenhändler, um die verschiedenen „Waaren“ zu holen und in die großen Niederlagen abzuliefern. Vorher wird dann noch Alles ausgekramt und auf's neue sortirt, und darüber gehandelt und gefeilscht. Dazwischen, buchstäblich unter Lumpen und auf Lumpen, sitzt wohl die Mutter, ein mageres, elendes Weib, mit einem Säugling an der welken Brust; weiterhin an einem zerbrochenen Tische die andern Kinder, bettelhaft schmutzig. Sie zanken sich um die Reste des Frühstücks, das aus dem ewigen „Fricot“ besteht, einem namenlosen Gerichte, das schon mehrere Gäste gesehen hat, bevor es in diese Gegend gekommen......

Der Vater schließt unterdeß beim Marchand de Vins gegenüber den Handel ab, streitet, flucht und schwört, und trinkt dabei einen Schnaps nach dem andern — genug, genug und vorüber, denn schon die Gerüche sind schrecklich und überwältigend. Hätten Sie auch ein ganzes Flacon Violette de Parme, es würde Ihnen zu nichts helfen, mein Fräulein; Sie müßten zu englischem Salz oder gar zu Chloroform Ihre Zuflucht nehmen. Uebrigens ist das obige Bild, obwohl in nichts übertrieben, doch nur ein allgemeines; es gibt auch andere Haushaltungen bei den Chiffonniers, die einen menschlichern, ja ganz anständigen Anstrich haben, und in eine von diesen wollen wir uns jetzt begeben. Nehmen Sie aber Ihr Flacon immerhin mit Verehrteste; schaden kann es nicht.

In der Rue du Panier Nr. 7 wohnte noch im vorigen Jahre der alte Pere Marteau mit seiner Frau und seiner Tochter. Er hatte sogar eine Magd, ein unerhörter Luxus unter jenen Leuten; der Alte gab sie aber für eine Verwandte aus, die er aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Der Pere Marteau war ein Lumpensammler, nichts weiter, aber er trieb die Sache im Großen. Dreißig Jahre lang war er täglich mit seinem Korbe und seinem Spitzhaken durch die Straßen von Paris gezogen, hatte Millionen von Kehricht- und Unrathhaufen durchwühlt und durchstöbert, und alles Gefundene in's Nest geschleppt, verkauft und verhandelt, dann im Stillen speculirt und allerlei „Geschäfte“ gemacht. Seit dem sechsten Jahre stand er

auf eigenen Füßen. Vater und Mutter hat er nie gekannt; er fand sich eines Tages (das ist die erste Erinnerung seines Lebens!) auf der Straße unter Lumpensammlern, und that wie sie: er sammelte. Ein Stück Brod und, wenn es hoch kam, ein Stück Käse fand er schon für den Hunger; Geld gab er nicht aus, er sparte und scharrte zusammen. Sein robuster Körper widerstand allen Entbehrungen; Wind und Wetter konnten ihm nichts anhaben; Wochen lang trug er seine durchnäßten Kleider, bis sie auf seinem Leibe wieder trocken wurden; krank ist er in seinem Leben nicht gewesen. Vor der großen Oper fand er einst ein kostbares Armband in Brillanten, gegen zehntausend Franken an Werth; es gehörte einer Fürstin Ligne. Er brachte es selbst zurück. Damals war er zwanzig Jahre alt und ein schmucker Bursche, wenn er sich gewaschen und seine guten Kleider angezogen hatte. Die Fürstin ließ ihn vor sich kommen, dankte ihm, lobte seine Rechtschaffenheit und reichte ihm ein Fünfhundert=Franken=Billet als Belohnung. Der junge Marteau schlug es bescheiden aus: er habe nur seine Pflicht gethan, das sei ihm genug. Die Fürstin schenkte ihm darauf einen Ring, den er als Andenken sorgfältig aufbewahrte und den er später .... Doch wir wollen uns nicht vorgreifen.

Dreißig Jahre trieb er, wie gesagt, sein Handwerk, ein Menschenalter lang; aber da er als kleines Kind angefangen, so war er erst sechsunddreißig Jahre alt, als er an's Heirathen dachte. Eine Lebensgefährtin fand er leicht, zumal er im Geruche des „Reichthums" stand, so einfach er auch lebte, und so sehr er sich bemühte, sein wachsendes Vermögen zu verbergen. Seine Frau brachte ihm eine kleine Mitgift zu und „führte die Bücher"; der Lumpenhandel des Pere Marteau, wie er nach seiner Verheirathung überall genannt wurde, mußte also schon bedeutend an Ausdehnung gewonnen haben. Vater und Mutter arbeiteten unverdrossen; sie hatten nur ein Kind, ein kleines Mädchen, aber sie hatten sich gegenseitig im Stillen gelobt, auf dies eine Kind Reichthum und Glück zu häufen, so viel sie nur immer vermochten.

Marie wuchs heran, spielte wohl hin und wieder mit

den Kindern der Lumpensammler in der Nachbarschaft, lief auch in den Straßen umher wie die andern; aber sie war doch nicht wie die andern, und sie ist auch in ihrem Leben nicht ein einziges Mal auf's Lumpensammeln gegangen. Man nannte sie im Quartier die kleine Prinzessin, obwohl mehr im Scherz als aus Neid, da Jedermann das reizende Mädchen lieb hatte. Auch in die Schule ging sie und lernte lesen und schreiben, und als sie sich zum Religionsunterrichte bei dem Pfarrer von Saint Marceau einstellte, wunderte sich der gute Mann über die „ungewöhnlichen Kenntnisse" seines Beichtkindes.

In der Februar-Revolution machte Vater Marteau einen coup de maitre, wie man hier an der Börse eine gewagte und glückliche Speculation heißt: er kaufte vierprocentige Renten, als sie so niedrig standen, daß sie fast umsonst zu haben waren, behielt sie anderthalb Jahre lang (er konnte ja warten und zusehen) und verkaufte sie alsdann unter der Präsidentschaft mit außerordentlichem Profit. Dabei blieb er immer der Chiffonnier, der er war. Allerdings ging er nicht mehr selbst auf's Lumpensammeln, sondern er trieb den Lumpenhandel en gros, zahlte gute Preise, stand im Rufe eines rechtlichen Mannes und vergrößerte seine Magazine unmerklich mit jedem Jahre. Schon gehörte ihm das ganze große Haus, in welchem er mit seiner Familie nur das untere Stockwerk bewohnte; aber die Miethsleute wußten es nicht, denn sie zahlten an einen Dritten.

Das Haus hatte zwei Höfe, deren erster dergestalt von Lumpen und ähnlichem Unrath angefüllt war, daß man nur schwer in den zweiten gelangen konnte. Der Vater hatte seine Geschäftszimmer nach der Straße hin. Im zweiten Hofe nach hinten wohnte die Mutter mit der Tochter. Hier sah alles anders aus: der Hofraum war in einen zierlichen Garten verwandelt, und Rosen, Jasmin und Flieder gediehen dort, so gut es die hohen Mauern und die kärgliche Sonne gestatteten. Die Zimmer der Frauen waren vollends ein unerhörtes Wunder für das dortige Quartier: blanke Fensterscheiben, weiße Vorhänge, saubere Tapeten, bunte Teppiche und Mahagoni-

Möbel, Pendulen, ein Piano, auf welchem Marie sogar ganz artig zu spielen wußte, Spiegel und Bilder in Goldrahmen an den Wänden. . . . Man erzählte sich das Alles kopfschüttelnd in der Nachbarschaft; die Wenigsten wollten es glauben. Aber einige Neugierige hatten es mit eigenen Augen gesehen und versicherten, es sei wirklich wahr, und „bei Rothschild's in Paris" könne es unmöglich schöner sein. Vater Marteau ließ die Leute schwatzen, ging aber stets, wenn er seine freie Stunde hatte, hinüber zu seiner Tochter und wusch sich auch die Hände vorher. Er ließ sich dann einen Strauß'schen Walzer vorspielen, und wenn er bei guter Laune war, so rief er vergnügt: Sag' nur, was du haben willst, Marie; für dich ist mir nichts zu theuer, ich kauf' es dir gern". Marie sagte nichts und bekam so stets am meisten.

Eine schöne duftige Blume mag noch so versteckt auf der Wiese oder im Thalgrunde stehen, endlich findet sich doch ein Schmetterling, der sie entdeckt hat, der sie tändelnd umgaukelt, ihr Liebesworte zuflüstert und ihr schwört, sie sei die schönste Blume der ganzen weiten Flur. O über die leitchfertigen Schmetterlinge! So fand auch Marie den ihrigen, Gott weiß, wo und wie; genug, sie fand ihn. und zwar in Gestalt eines eleganten, höflichen jungen Mannes aus der Rue Montmartre.

Hier aber müssen wir nach den Regeln der Novellistik ein neues Capitel beginnen, jetzt, wo der „Held" auf die Bühne tritt, nachdem wir bereits die „Heldin" unsern Lesern vorgeführt.

Charles Dubois, um stilgerecht anzufangen, war der einzige Sohn eines angesehenen Modewaarenhändlers in der Rue Montmartre; wir sagen angesehen, denn die Dubois'schen Magazine waren groß und gefüllt, noch dazu in einem der theuersten Quartiere von Paris. Dreißig, vierzig Commis und Lehrlinge, Abends glänzend erleuchtet, und täglich hielten elegante Equipagen vor dem Eingang.

Dabei war aber Monsieur Dubois noch immer kein reicher Mann; sein Vermögen steckte eben in seinem Geschäfte, das er erst seit zehn Jahren auf eigene Rechnung führte, wenn auch noch nicht völlig mit eigenen Capitalien,

denn der Betrieb eines Pariser Mode-Magazins erfordert große Summen. Auch mußte die Familie Dubois gewissermaßen ein Haus machen; eine elegante Wohnung war unumgänglich nothwendig. Madame Dubois „empfing" im Winter allwöchentlich ein Mal; man machte Musik und tanzte; hie und da auch ein Diener für die Geschäftsfreunde des Mannes; im Sommer ein kleines Landhaus in Asnieres, Enghien oder Montmorency. Alles, wie gesagt, „unumgänglich nothwendig", um dem Hause in der commerciellen Welt das erforderliche „Relief" zu geben; denn in Paris geht und richtet die Menge nur nach dem äußern Schein. Ein derartiges, immer noch „sehr einfaches" Hauswesen kostet aber hier zu Lande sechszehn bis zwanzig tausend Franken jährlich, ein Aufwand, der nur mit genauer Noth durch den Verdienst im Geschäfte, nach Abzug aller Kosten gedeckt werden konnte. Doch auf diese Weise leben in Paris Tausende von Kaufmanns-Familien und sind recht glücklich dabei; ohnehin lebt der Pariser mehr für die Gegenwart als für die Zukunft, von der man in Frankreich ja nie weiß, was sie bringt.

Charles Dubois war Commis in dem Geschäfte seines Vaters, und die Eltern hegten bereits ein hübsches Heirathsproject mit einer befreundeten Familie, wobei das Dubois'sche Geschäft nur profitiren konnte. Charles selbst war ein wohl erzogener junger Mann, in dem Sinne wie man „bien eleve" zu verstehen hat: er hatte hinreichende Schulbildung genossen, ohne dabei je ein Lumen gewesen zu sein; er verstand Musik und tanzte hübsch, kleidete sich mit Geschmack, ging in's Theater und ritt in's Bois de Boulogne, so oft es seine leider stets beschränkten Mittel erlaubten. Aber die Mutter die ihren „einzigen Liebling" natürlich nicht wenig verzog, steckte ihm manchen Thaler heimlich zu, den sie an ihrem Hausstandsgelde zu erübrigen wußte. Summa Summarum: Charles war ein ehrlicher, guter Junge und jedenfalls hundert Mal besser als Tausende seines Gleichen, was vielleicht nicht viel sagt, aber auch nicht ganz negativ ist.

Seit einiger Zeit (ein neues Kapitel!) bemerkte Madame Dubois eine auffallende Veränderung in dem Wesen

und Betragen ihres Sohnes. Er war zerstreut, verlegen, wich den besorgten Fragen aus, die seine Mutter an ihn richtete, schaute bei Tische starr vor sich hin und aß nicht, redete laut mit sich selbst, wenn er allein auf seinem Zimmer war — kurz, ein Thun und Treiben, wie es Madame Dubois, wenn auch weniger aus eigener Erfahrung, so doch aus Romanen und Feuilletons zur Genüge kannte. Der Vater, zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen, merkte anfangs nichts, bis ihn endlich seine besorgte Gattin aufmerksam machte. Papa Dubois lachte und sagte: „Was sollt' es großes sein! Er wird sich irgendwo verliebt haben, wie alle junge Leute; cela se passera."

Als aber Charles immer einsilbiger und verschlossener wurde, als er anfing, seine Rechnungsbücher zu vernachlässigen, und auf die Ermahnungen und Fragen seines Vaters ausweichend oder auch gar nicht antwortete; als er endlich allabendlich, ohne weiter ein Wort zu sagen, nach Tische auf und davon ging, da wurde auch der alte Dubois ungeduldig und unruhig. Er zog den Buchhalter in's Vertrauen und beauftragte diesen, seinem Sohne auf jenen heimlichen Gängen zu folgen. Der Buchhalter brachte auch bald die Nachricht zurück: Monsieur Charles nehme jeden Abend den Omnibus von Montmartre und steige am Place Maubert aus, von da gehe er in's Quartier St. Marceau, durch verschiedene Straßen und Gassen, bis in die Rue du Panier und verschwinde in dem Hause Nr. 7. Man sieht, der Buchhalter hatte seine delikate Mission getreu erfüllt.

Papa Dubois machte große Augen und seine Frau noch größere. Wer wohnte in jenem Hause? Im Pariser Adreßkalender waren nur die Hauptstraßen jenes Quartiers verzeichnet und dazu noch unvollständig. Es wohnten ja nur Lumpensammler dort, und der Buchhalter hatte ja bestimmt versichert, daß das große Haus Nr. 7 in der Rue du Panier ebenfalls von oben bis unten von Chiffonniers bewohnt sei. Madame Dubois erschrack bei dem bloßen Gedanken, daß ihr Sohn, dieser feine, wohlerzogene junge Mann, eine ernsthafte liaison unter seinem

Stande haben könnte, — er, die Hoffnung der Familie, für dessen Zukunft sie bereits so schöne Projekte gemacht hatte. Eine Lumpenhändler-Liebschaft! Denn wenn auch das Wort Chiffonnier recht hübsch klingt, so war doch die Realität eine und dieselbe: eine Mesalliance der traurigsten Sorte. Unmöglich konnte Charles sich so weit vergessen.... um nicht wegwerfen zu sagen.

Während noch Vater und Mutter sorgenvoll mit einander beriethen, wie der gordische Knoten am passendsten zu lösen oder zu zerhauen sei, kam die Entwickelung und Auflösung der schrecklichen Geschichte ganz natürlich und wie von selbst. Der alte Marteau klopfte eines Morgens bei Monsieur Dubois an.

Die Sache war nämlich so. Charles hatte es dahin gebracht (wohin bringt es ein Verliebter nicht!), die Erwählte seines Herzens besuchen zu dürfen. Die Mutter, eine rechtschaffene, gute Frau, hatte gern die Erlaubniß dazu gegeben, etwas voreilig vielleicht; aber der junge Mann war so anständig und bescheiden, so zurückhaltend und zugleich so — so .... verliebt mit einem Wort, und Fräulein Marie schien so aufrichtiges Gefallen an ihm zu finden. Dabei ging Alles in Ehren zu — kurz, Monsieur Charles war schon ein täglicher, gern gesehener Gast im zweiten Hofe der Rue du Panier Nr. 7, bevor der alte Marteau das Geringste merkte. Er war auch gerade in jener Zeit häufig abwesend von Paris, manchmal acht Tage lang und länger; denn er hatte bei Pontoise, wieder ganz in der Stille, einen Meierhof gekauft, den er einrichten mußte. Endlich erfuhr er aber doch den Roman im Hinterhause.

Als einfache, schlichte Natur machte unser Pere Marteau nicht viel Umstände und ging direkt auf das Ziel los. Er machte seiner Frau keine Vorwürfe und noch weniger seiner Tochter. Wozu das auch? Nur als sich Monsieur Charles am nächsten Abend wie gewöhnlich einstellte, wurde er nicht von den beiden Frauen, sondern von dem Vater empfangen. Der Alte sagte dem jungen Manne höflich, aber sehr bestimmt seine Meinung. Charles indeß ließ ihn nicht einmal ausreden, sondern entgegnete seinerseits,

wie er sich sehr freue, daß es endlich zu einer Erklärung komme; er liebe „Fräulein Marie“ mehr als er sagen könne, und habe die ehrlichsten Absichten von der Welt. Er sei der und der, sein Vater wohne da und da, habe ein großes Geschäft, er sei der einzige Sohn und sein höchster Wunsch auf der Welt sei, Fräulein Marie als seine Gattin heimzuführen.

Diese offene Erklärung, die auch eben so offen gemeint war, übte auf den alten Marteau den günstigsten Einfluß. Der junge Mann selbst schien ihm als künftiger Schwiegersohn zu gefallen, und er wurde nachgiebig und freundlich. Dabei war er aber doch auch Diplomat nach seiner Weise. Er ließ daher seine Zufriedenheit nicht allzu sehr merken, antwortete, er werde die Sache mit seiner Frau überlegen, und bat schließlich den Antragsteller, seine Besuche vor der Hand nicht fortzusetzen. Der arme Charles mußte sich fügen, aber er ging doch um eine große Hoffnung reicher nach Hause.

Der alte Marteau konnte kaum den folgenden Tag erwarten, um Licht in der Sache zu bekommen. Zuerst erkundigte er sich unter der Hand nach der Familie Dubois. Es verhielt sich Alles so, wie Charles gesagt hatte. Monsieur Dubois war ein angesehener Kaufmann in der Rue Montmartre. Manche sagten, er sei sogar ein reicher Mann, was man schon an dem Aufwande in seinem Hauswesen sehen könne. Andere sagten, er verdiene gut, verzehre aber so ziemlich, was er verdiene; Madame Dubois sei eine vornehmthuende, stolze Dame &c. Kurz, unser Pere Marteau erfuhr, was er wissen wollte.

Am nächsten Morgen klopfte er bei Monsieur Dubois an. Er war einfach, aber sauber gekleidet, trug jedoch die traditionelle blaue Jacke und schwarze Mütze; Rock und Hut hatte er für dieses Mal noch zu Hause gelassen. Der Pere Marteau war, wie gesagt, ein Diplomat. Wie er so durch das lange, prächtig ausgestattete Magazin ging und an den Commis vorüber, die sämmtlich, denn so will es die Sitte in Paris, fein frisirt waren und weiße Cravatten trugen, schauten ihm die meisten neugierig und lächelnd nach und wunderten sich über diesen Besuch; denn der Alte

hatte mit klarer Stimme „Monsieur Dubois Pere" verlangt, und der Buchhalter führte ihn in das Cabinet des Herrn. Charles hatte den Alten ebenfalls gesehen, aber nicht von seinem Pult aufzublicken gewagt, vor Angst und vor Freude.

Der Lumpensammler blieb auch, als er Monsieur Dubois gegenüber saß, ehe sich dieser überhaupt den Grund des seltsamen Besuches erklären konnte, seiner Taktik getreu. Er sagte ohne alle Präliminarien, er sei der Pere Marteau, Chiffonnier aus dem Faubourg Saint-Marceau, Rue du Panier Nr. 7; Monsieur Charles habe seine Tochter kennen gelernt und wolle sie heirathen. Er, Pere Marteau, habe persönlich nichts dagegen, auch seine Frau nicht; sie fühlten sich sogar durch den Antrag geehrt, aber sie möchten denn doch wissen, was daran sei, und ob Herr und Madame Dubois dächten, wie Monsieur Charles .... und — deßhalb sei er gekommen.

Das Erstaunen des alten Dubois kann man sich leicht vorstellen. Das Kind eines Lumpensammlers zur Schwiegertochter, und der Lumpensammler selbst hier, in seinem Cabinet, der sie ihm antrug für seinen Sohn. Das war ja die verkehrte Welt von Anfang bis zu Ende. Dennoch imponirte ihm dieser „Lumpensammler." Das intelligente, offene Gesicht, die klugen, geistvollen Augen, das anständige, sichere Benehmen des alten Mannes, die Wohlhabenheit, die selbst aus seinem schlichten Anzuge sprach .... aber ein Chiffonnier, und er, Gaspard François Dubois, der täglich an die Börse ging und des Abends in den cercle du commerce, der Magistratspersonen zur Tafel lud, und dessen Frau.... ach! an Madame Dubois wagte er gar nicht zu denken.

Der alte Marteau wartete auf Antwort, und Monsieur Dubois hatte nicht den Muth, ihm geradezu die Thüre zu weisen. Er nahm die Sache scheinbar von der scherzhaften Seite und sagte lächelnd: der Antrag sei doch gar zu sonderbar, und in einer kleinen Liebschaft seines Sohnes sehe er für sich, den Vater, noch keineswegs die Verpflichtung, dieselbe durch eine Heirath zu legitimiren.

Der Lumpensammler blieb ruhig und sagte gleichgiltig

und wie im Vorbeigehen: „Mich dauern nur die beiden Kinder, die sich sehr lieb haben, wie es scheint. Meine Marie ist gut erzogen, sie ist mein einziges Kind und Erbin meines ganzen Vermögens.“

Monsieur Dubois spitzte unwillkürlich die Ohren. „Fünfzig Jahre hab' ich mir's sauer werden lassen,“ fuhr der alte Marteau fort, „und soll nun nicht ein Mal den Trost haben, mein Kind glücklich zu sehen.“

„Um Gotteswillen“, fuhr Monsieur Dubois heraus, dem endlich die Geduld riß, „bedenken Sie doch den Standesunterschied, meine Stellung in der Welt, meine Familie und... “ Er hielt inne, um nicht den Alten zu verletzen, der ihm, wie gesagt, trotz Allem imponirte.

Vollenden Sie nur,“ rief Père Marteau hastig. „Sie wollen sagen: ich, der Lumpensammler, nicht wahr? Nun meinetwegen, Sie können Recht haben; aber mein Vermögen ist redlich verdient, und in unserer Zeit gleicht ja das Geld so Vieles aus.

„Das wohl“, entgegnete Monsieur Dubois, um doch etwas zu sagen, und der dabei neugierig war, was denn der Chiffonnier eigentlich unter „Vermögen“ verstand.

Dieser zog eine Brieftasche aus seiner blauen Jacke und fuhr in demselben ruhigen Tone fort: „Hunderttausend Franken geb' ich meiner Marie baar mit; meine Häuser in der Rue du Panier sind reichlich eben so viel werth, und was sie einbringen, geb' ich meiner Tochter ebenfalls ich kann's Gott Lob! entbehren; denn mir bleiben noch außerdem gegen zwölftausend Franken Renten.“ Er hatte bei den letzten Worten aus der Brieftasche einen dicken Packen Banknoten hervorgeholt, lauter Tausend-Franken-billets, es konnten ihrer leicht hundert sein. Das geübte Auge des Kaufmanns erkannte dies sofort; aber dieser eine Blick war auch Alles, was Monsieur Dubois vermochte. Ihn schwindelte; er saß sprachlos in seinem Fauteuil und hielt die Hand vor die Augen .... Die Tochter des Chiffonniers war über eine halbe Million Franken werth!

Der alte Marteau war aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, im Cabinette umher, sah sich die Kupferstiche an, die Pendule und die Candelaber — die

Banknoten hatte er auf dem Schreibtische liegen lassen. Er wartete auf Antwort; aber Monsieur Dubois antwortete nicht.

Nach einer langen Pause begann der Chiffonnier von Neuem, aber dieses Mal in weit ernsthafterm Tone: „Für mich selbst, Monsieur Dubois, das bitt' ich nur zu glauben, hätte ich nie diesen Schritt gethan, niemals! Wir „Lumpensammler" haben auch unsern Stolz, und wer nichts von uns wissen will, den lassen wir laufen und kümmern uns nicht um ihn. Aber für meine Marie ist es etwas Anderes, da kann ich mich schon ein wenig bücken und nachgeben."

„Mein bester Herr Marteau," unterbrach ihn Monsieur Dubois, der endlich wieder zur Besinnung gekommen war und bei dem sich der Kaufmann noch mehr als der Vater Luft machte, „wer hat Sie denn beleidigen wollen und wer spricht von Bücken? Ueberrascht haben Sie mich, mein bester Herr Marteau, das ist Alles. Sie haben Recht, vollkommen Recht. Das Geld gleicht heutzutage Vieles aus; und nun, da ich Ihre Verhältnisse kenne, danke ich Ihnen für den Antrag, muß mich aber doch mit meiner Frau berathen."

„Die Antwort schicken Sie mir alsdann wohl durch Ihren Charles," erwiederte der Lumpensammler mit treuherzigem Lächeln und beurlaubte sich. Die Banknoten ließ er auch jetzt noch, wie unabsichtlich, auf dem Schreibtische liegen.

Monsieur Dubois begleitete den Mann in der blauen Jacke und der schwarzen Mütze zuvorkommend und höflich durch das lange Magazin bis an die Hausthüre und nahm dort mit einem herzlichen Händedruck Abschied von ihm .... Ja, ja, das Geld gleicht Vieles aus! .... Waren die Commis schon erst erstaunt gewesen, so waren sie es jetzt vollends. Nur der Buchhalter sagte nichts; er wußte, was die Glocke geschlagen hatte.

Monsieur Dubois ging an dem Pulte seines Sohnes vorüber, klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte mit freundlicher Stimme: „Viens, mon enfant, j'ai a te parler," und Charles folgte dem Vater in sein Cabinet.

Vater und Sohn erschienen an jenem Tage nicht wieder im Magazin. Aber oben im Salon bei Madame Dubois gab es eine lange, ernste Unterhaltung, bei welcher wir freilich nicht zugegen waren, deren Gegenstand wir aber leicht errathen können. Madame Dubois war eine Frau von äußerst strengen gesellschaftlichen Grundsätzen, und es gehörte die ganze Ueberredungskraft des Vaters dazu und die Versicherung des Sohnes, daß die Lumpensammlers-Tochter ein wahrer Ausbund sei an Schönheit und Liebenswürdigkeit, um die Einwilligung der Mutter zu erlangen. Der Vater der Madame Dubois war Metzgermeister in Orleans gewesen; er hatte auch früher ein hübsches Vermögen besessen, aber unter der Februarrepublik schlechte Geschäfte und sogar Bankerott gemacht.... doch das nur nebenbei; Herr und Madame Dubois sprachen nicht gern davon. Kurz, noch an demselben Abend erschien Charles in der Rue du Panier Nr. 7, überglücklich, mit einem großen Bouquet von weißen Camelien und rothen Rosenknospen (der Verlobungsstrauß nach Pariser Sitte). Daß der Botschafter gut aufgenommen wurde, läßt sich denken. Charles überreichte auch dem alten Marteau ganz ernsthaft die Bankbillets, die dieser in dem Cabinet seines Vaters vergessen hatte. Der Alte nahm sie lächelnd und gab sie sofort seiner Tochter, als „Abschlagszahlung auf die Aussteuer“, wie er sagte. „Vergessen“ hatte er sie übrigens nicht bei Monsieur Dubois. Es war einfach die Visitenkarte des Lumpensammlers, die er zurückgelassen.

Die üblichen Besuche wurden nun gegenseitig gemacht, und Alles lief gut und nach Wunsch ab. Madame Dubois hatte allerdings einiges Herzklopfen bei der ersten Vorstellung der zukünftigen Schwiegereltern in ihren Salons.... die Gesellschaft war zahlreich und gewählt, reiche Kaufleute des Quartiers, Advokaten vom kaiserlichen Gerichtshofe, sogar ein Staatsrath mit seiner Gemahlin — Alles „befreundete Familien“ und „intime Bekannte“ .... Aber diese Herren und Damen, die durch die geschäftige Fama bereits von dem „interessanten Ereigniß“ unterrichtet waren, fanden die Sache ganz natürlich, und Manche mochten wohl gar im Stillen die Dubois um ihr Glück beneiden.

Pere Marteau benahm sich vortrefflich und war trotz seines Frackes (er hatte sogar Glaceehandschuhe angezogen) nicht im Geringsten verlegen. Er sprach mit den älteren Herren der Gesellschaft über hunderterlei Dinge aus der Geschäfts- und Handelswelt, zeigte Verstand und Kenntnisse, und sein treuheriges, offenes Wesen gewann ihm alle Gemüther. Madame Marteau machte bei den Damen gleiches Glück. Man hatte freilich an ihrer Toilette Mancherlei auszusetzen, aber dem war leicht abzuhelfen; denn im Dubois'schen Magazine fand sich ja stets das Allerneueste und Allermodernste, und ihr, der zukünftigen Schwiegermutter, überließ man natürlich Alles zum Einkaufspreise..... Fräulein Marie endlich bezauberte selbstverständlich alle Herzen. Sie war auch wirklich eine reizende Erscheinung, diese Lumpensammlers-Tochter, und dabei so ungezwungen und frei, als wenn sie in der Welt, wo sie doch jetzt zum ersten Male erschien, geboren und erzogen wäre. Sie tanzte vortrefflich und wurde so häufig und so lebhaft engagirt, daß Charles eifersüchtig wurde, und daß der alte Marteau ihr mit dem Finger drohte und sie warnte, des Guten nicht zu viel zu thun. Monsieur Dubois hatte also gar nicht nöthig, an jenem Abend so viel von der Gleichheit der Menschen, von der Ehrenhaftigkeit aller Stände und von den Vorurtheilen der Privilegirten zu sprechen und was der bekannten Gemeinplätze mehr waren. Er that es aber doch, denn er hatte es seiner Frau versprochen, die sich, obwohl im Geheimen, der neuen Verwandtschaft aus guten Gründen herzlich zugethan, doch einer gewissen Furcht nicht erwehren konnte, die Marteau's möchten irgend eine gaucherie oder sottise begehen.

Alles lief aber nach Wunsch ab, und man dachte daran, den Hochzeitstag des jungen Paares festzusetzen.

Dem kirchlichen Akte geht in Frankreich der Civilakt vorher und diesem die sogenannte „signature du contrat“: eine Vereinigung beider Familien und der nächsten Verwandten, wo die Vermögens- und Erbschaftsverhältnisse, die Mitgift, Aussteuer &c. vor einem Notar besprochen und geregelt werden. Wenigstens ist dies bei allen vornehmen Heirathen der Fall, und daß die in Rede stehende Heirath

eine „vornehme" war, wissen wir bereits, da wir die Mitgift der Braut kennen. Vornehm und reich ist in Paris, und auch wohl sonst in der Welt, längst ein und dasselbe: je reicher, desto vornehmer.

Der alte Marteau überließ es den Eltern seines Schwiegersohnes, den wichtigen Tag zu fixiren; Charles selbst drängte begreiflich am meisten und schlug morgen oder übermorgen vor; aber Monsieur Dubois verlangte unter allerlei Vorwänden Aufschub von einer Woche zur andern.

Das Ding hatte nämlich einen schlimmen Haken. Der Lumpensammler, der nun ein gern gesehener Gast im Cabinete des Herrn Dubois war, hatte eines Tages, wie sich das übrigens von selbst verstand, den Kaufmann nach seinen Plänen in Bezug auf seinen Sohn gefragt und nebenbei auch nach dem Heirathsgut. Papa Dubois hatte ausweichend geantwortet und gemeint, vor der Hand bliebe Charles wohl noch in seinem Geschäfte, in das er ja als Compagnon eintreten könne, wodurch sich alsdann die kitzliche Frage der Mitgift von selbst erledigte. Aber das gefiel dem alten Marteau nicht, der seinen Schwiegersohn selbstständig etablirt sehen wollte, und z. B. den Ankauf einer Tuchfabrik in der Nähe von Paris vorschlug. Für zweimalhunderttausend Franken stand gerade eine solche Fabrik in Pantin zu verkaufen; es war ein vortreffliches Geschäft, und da er, Pere Marteau, seiner Tochter gegen dreimalhunderttausend Franken mitgab, so konnte ja Monsieur Dubois leicht jene Fabrik für seinen Sohn erstehen.

Als Monsieur Dubois auch hier wieder verlegen auswich, fragte ihn der Lumpensammler einfach nach der Summe, die er seinem Sohne mitzugeben gedenke, und nun mußte der Kaufmann endlich mit der Sprache heraus. Er gestand, daß sein Vermögen mehr oder weniger in seinem Geschäfte stecke, daß er allerdings die Absicht habe, seinem Sohne hunderttausend Franken mitzugeben, dies aber wohl im Laufe des Jahres nicht könne, ohne sich selbst beträchtlich zu schaden, daß er aber doch hoffe, vielleicht die Hälfte.... 2c.; der ehrliche Marteau errieth das Uebrige leicht. Aber er hatte auch schon einen Ausweg gefunden

und antwortete: „Hochzeit müssen wir nun ein Mal machen und das bald, denn unsere Kinder haben keine Lust, länger zu warten. Setzen wir den Tag des Contractes auf nächsten Sonntag an, und sorgen Sie bis dahin für fünfzigtausend Franken; ich completire alsdann die Summe aus meiner Tasche. Es sieht besser aus......vor der Welt, mon cher beau-pere, vor der Welt.... wenn Sie Ihrem Sohne hunderttausend Franken mitgeben. Die Tuchfabrik können wir trotzdem kaufen."

Mit diesen Worten beurlaubte sich der Lumpensammler und ließ den armen Monsieur Dubois ganz beschämt zurück; denn, daß wir es nur gestehen, auch die fünfzigtausend Franken konnte er unmöglich in einigen Tagen schaffen.

„Der Alte glaubt, daß alle Welt so reich ist, wie er selbst," murmelte der Kaufmann verdrießlich. „Er gibt hunderttausend Franken weg, wie unser Einer ein paar Louisd'or. Ein Chiffonnier!" — Seufzend schloß er seinen Geldschrank auf und schlug in verschiedenen Büchern nach: keine zwanzigtausend Franken konnte er bis zum Sonntag an baarem Gelde zusammenbringen. Dennoch waren die Einladungen ergangen, da er sich nicht durch eine weitere Zögerung compromittiren konnte, vielleicht fand sich auch ein Ausweg bis dahin.

Am Sonnabend klopfte der Lumpensammler wieder an. Er hatte bereits oben bei Madame Dubois einen Besuch gemacht, sich aber bald beurlaubt, um sie nicht in ihren Vorbereitungen zu stören. Im großen Salon wurden die Ueberzüge von den rothseidenen Möbeln abgezogen; man steckte Kerzen auf die Candelaber und Wandleuchter. Ein Tapezierer war beschäftigt, reiche Portieren in den übrigen Zimmern aufzuhängen; die Domestiken putzten das Silberzeug, und Madame Dubois berieth mit dem Brautpaare den Küchenzettel. Man wollte ein Abendessen geben, wie es seit einiger Zeit in Paris am jour du contrat Mode geworden ist. Charles und Marie sagten zu Allem Ja, fanden Alles vortrefflich und dachten dabei natürlich nur an sich selbst.

Pere Marteau fand den Kaufmann in seinem Cabinet,

der ihm mit verlegener Höflichkeit entgegen kam. Der Alte zog wieder sein Portefeuille heraus und legte fünfzigtausend Franken auf den Schreibtisch, aber auf seinem treuherzigen Gesichte stand ein großes Fragezeichen. Monsieur Dubois merkte dies wohl, und wie ein muthiger Soldat wartete er nicht lange auf den Angriff, sondern ging der Gefahr, da er doch einmal nicht ausweichen konnte, kühn entgegen und sagte, daß er allerdings gegen sechszehntausend Franken zusammengebracht habe, daß er auf bedeutende ausstehende Summen gerechnet, die leider bis jetzt nicht eingegangen seien, und ähnliche derartige Entschuldigungen; dabei sah er so gedemüthigt und beschämt aus, daß man wirklich Mitleid mit ihm haben mußte.

„Aber, cher beau-pere," rief der alte Marteau hastig und beinahe ärgerlich, warum haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß es Ihnen so schwer sein würde, das Geld aufzutreiben? Ich hätte dann nicht auf meinem Vorschlage bestanden, und wir hätten die Sache anders arrangirt. Nun hab' ich aber meiner Frau und meiner Tochter davon gesprochen, sie kennen die Summe. Meine Frau fand sogar hunderttausend Franken nicht sehr bedeutend...... Die Frauen, Monsieur Dubois," setzte er begütigend hinzu, als er sah, daß der Kaufmann feuerroth wurde, „die Frauen haben ja immer zu mäkeln und zu raisonniren ...... zurück können wir aber nicht mehr. Zum Glück habe ich auch daran gedacht und noch weitere fünfzigtausend Franken eingesteckt, so daß wir die hunderttausend Franken beisammen haben. Aber die Sache bleibt unter uns; unsere Frauen brauchen nichts davon zu wissen."

Bei diesen Worten holte der Alte ein zweites Packet Banknoten hervor und legte es auf das erste.

Statt aller Antwort fiel ihm Monsieur Dubois um den Hals und umarmte ihn von Herzen, und zwar zum ersten Male. Die alberne Scheidewand war endlich zwischen ihnen gefallen und beide Männer unterhielten sich nun vertraulich und ohne Rückhalt wie zwei Freunde, die sie jetzt auch wirklich waren.

„Nur reinen Wein einschenken, beau-pere," rief der alte Marteau lachend, „mehr will ich nicht, denn Alles

läßt sich in der Welt arrangiren; nur reinen Wein! Man gießt uns ohnehin seit Jahren so viel Wasser hinein. Die Tuchfabrik kaufen wir trotz alledem noch."

Alsdann gingen sie zu den Damen hinauf.

Am Morgen vor der Trauung gab der alte Marteau seiner Tochter einen Ring, den sie bei der heiligen Handlung ihrem Gatten als Trauring überreichen sollte. Es war ein schlichter, massiver Reif aus mattem Golde, mit zwei kleinen Türkisen. Der Leser kennt den Ring bereits; es war derselbe, den die Fürstin Ligne dem jungen Marteau geschenkt hatte.

„Ich weiß nicht," sagte der Lumpensammler gerührt, „aber ich glaube fast, der Ring hat mir Glück gebracht; von jenem Augenblicke an ist mir Alles nach Wunsch gerathen."

Das wollte der bescheidene Mann nicht hinzufügen, daß er eben durch Rechtschaffenheit, Fleiß und Energie dahin gelangt war.

Am Hochzeitstage war große Tafel und Ball im Dubois'schen Hause. Der alte Marteau lud beim Nachtische das junge Ehepaar und die Schwiegereltern für den nächsten Frühling auf seinen Meierhof in Pontoise, den er durch Ankauf einer Mühle vergrößert hatte, und wohin er sich auf seine alten Tage mit seiner Frau zurückziehen wollte. Monsieur Dubois stieß seine Gattin an und sagte leise: „Mir wird wirklich ganz bange vor diesem Schwiegervater; nun wieder einen Meierhof und eine Mühle. Nächstens wird er noch ein Landgut und ein Schloß dazu kaufen. Das nenn' ich mir einen Chiffonnier!"

Der gelbe Rosenstrauß.

Im vorigen Herbste kam ich häufig zu einer alten Dame, an die ich empfohlen war, und die mich gleich bei meinem ersten Besuche mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit aufgenommen hatte.

Frau v. Lorgerel war eine Wittwe von fast sechszig Jahren; sie lebte nach dem Tode ihres Gemahls sehr zurückgezogen, fuhr manchmal in's Theater, an schönen Nachmittagen auch wohl in den Tuilerienpark; sonst war sie immer zu Hause, empfing aber nicht viel Besuche. Ihre Hauptbeschäftigung waren ihre Blumen, die sie auf das Sorgfältigste pflegte. Ihre beiden Wohnzimmer waren in Treibhäuser verwandelt und der große Balcon in einen wirklichen Garten. Wenn ich kam, brachte ich oft ein Bouquet mit oder ein kleines Topfgewächs. Das Bouquet wurde sofort in eine der vielen Vasen gesetzt, die überall zu diesem Zwecke umherstanden; aber der Blumentopf war weit schwerer unterzubringen, denn es war fast nirgends mehr ein Plätzchen übrig.

An manchen Abenden fand ich auch Besuch bei Frau v. Lorgerel, natürlich alte Leute, die sich immer vor zehn Uhr zurückzogen, was in Paris sehr früh ist. Die vornehme Welt macht hier um zehn Uhr Abends Toilette und fährt um elf in die Soireen.

Nur ein alter Herr machte seit einiger Zeit eine Ausnahme; dies war Monsieur des Coudraies, der erst kürzlich nach Paris gezogen war und als Nachbar (er wohnte beinahe vis-a-vis) zufällig die Bekanntschaft der Frau v. Lorgerel gemacht hatte. Die beiden alten Leute schienen großes Gefallen an einander zu finden. Beide hatten dieselbe Passion: das Trictrac. Sie sprachen wenig, und wenn sonst Niemand gegenwärtig war (von mir wurde keine

Notiz weiter genommen), so setzten sie sich an den Spieltisch und spielten mit einer Aufmerksamkeit und mit einem Eifer, „dignes d'une meilleure cause", wie ich leise zu mir selbst sagte; denn manchmal wurde ich ganz ärgerlich über dies ewige Würfeln, Zählen und Rechnen. Mir wollte das Trictrac nie in den Kopf, wie überhaupt kein anderes derartiges Spiel. Frau v. Lorgerel, die mir dies ansah, lächelte dann wohl und sagte: „Quand vous aurez soixante ans comme nous, mon cher, vous jouerez bien aussi."

Der achte September war der Namenstag der guten Dame, und nach Pariser Sitte kam ich am Abend vorher mit dem üblichen Bouquet und dem üblichen Glückwunsche.

Ich hatte mir dieses Mal ein besonders schönes Bouquet verschafft: gelbe Rosen, von denen ich wußte, daß Frau von Lorgerel sie allen anderen Rosen vorzog. Außerdem waren „diese Kinder der bengalischen Flora" in jenem Sommer wegen der unaufhörlichen, starken Hitze sehr selten geworden; mein Geschenk hatte also einen doppelten Werth. Die gnädige Frau wurde auch wirklich sehr gerührt, als ich ihr das Bouquet überreichte.

„Gelbe Rosen —," sagte sie, „welch' eine Ueberraschung und zugleich welch' eine wehmüthige Erinnerung! Doch, das konnten Sie ja nicht wissen," setzte sie hastig hinzu, als ob sie sich verbessern wollte; „ich danke Ihnen sehr, Sie haben mir eine große Freude gemacht."

Bald darauf kam Monsieur de Coudraies, wie gewöhnlich, zu seiner Partie Trictrac. Er wußte nichts von dem morgenden Namensfeste, erschöpfte sich daher in Entschuldigungen und versprach, das Versäumte nachzuholen. Als er das gelbe Rosenbouquet sah, machte er große Augen, bewunderte die schönen Blumen, wurde jedoch dabei ernst und tiefsinnig, und man konnte deutlich bemerken, daß ihm die an sich so unschuldige Sache irgend etwas zu denken gab.

Das Trictracspiel wollte diesmal nicht recht gehen; Frau von Lorgerel warf ihrem Gegner Zerstreuung und Unaufmerksamkeit vor. Monsieur des Coudraies wollte ein Gleiches an seiner Gegnerin bemerkt haben. Man

scherzte darüber und gelobte sich gegenseitig, morgen besser zu spielen.

Frau von Lorgerel hatte den gelben Rosenstrauß in einer schönen Vase mitten auf den Tisch gestellt, und später beim Thee, als die Unterhaltung etwas einsilbiger zu werden begann, nahm auf einmal der alte Herr das Wort.

„Sie glauben nicht," sagte er, mehr zu der Frau vom Hause als zu mir gewandt, „welch' einen merkwürdigen Eindruck jene gelben Rosen auf mich gemacht haben. Mehr als vierzig Jahre meines Lebens verschwanden plötzlich, und ich wurde fünf Minuten lang wieder ein zwanzigjähriger, junger Mann, verliebt und hoffnungsvoll, wie alle jungen Männer in jenem Alter sind — und deßhalb," fügte er nach einer Pause lächelnd hinzu, „spielte ich auch diesen Abend so schlecht Trictrac.

Frau von Lorgerel antwortete nichts. Sie saß in ihrem Lehnstuhle, im Schatten des Lampenschirmes, auf welchem ebenfalls Blumen und Laubwerk gemalt waren.

Aber das Alter ist oft, wenn es sich um eine Herzensangelegenheit handelt, sehr gesprächig. Monsieur des Coudraies fing daher alsbald wieder an:

„Fast möchte ich Ihnen die kleine Geschichte erzählen, damit Sie erfahren, welch' einen großen Einfluß ein gelbes Rosenbouquet auf mein ganzes Leben gehabt hat....."

„Erzählen Sie nur," unterbrach ihn Frau von Lorgerel. Auch in meiner Erinnerung spielen diese Blumen eine merkwürdige Rolle; erzählen sie nur."

„Wie so?" fragte der Alte erstaunt. Aber die Dame antwortete: „Erst Ihre Geschichte, dann erzähle ich Ihnen vielleicht auch die meinige."

Und Monsieur des Coudraies erzählte:

„Es sind jetzt zweiundvierzig Jahre, als mich eines Morgens mein Vater kommen ließ und mir die freudige Nachricht mittheilte, daß es ihm gelungen sei, mir eine Lieutenantsstelle in der Provinz zu kaufen — man kaufte damals noch, in den ersten Jahren der Restauration, dergleichen Stellen, ganz wie vor der großen Revolution — ich könne nur hingehen und mir die Uniform bestellen und

alsdann abreisen, wann es mir gefiele, je schneller, um so besser.

„Was aber mein Herr Papa eine „freudige" Nachricht nannte, das war für mich eine sehr traurige, und zwar aus mehreren Gründen. Erstens fand ich keinen großen Geschmack an einer militärischen Carriere; ich wäre lieber in die Magistratur oder auch in die Diplomatie getreten. Doch jene Abneigung war keineswegs der wichtigste Grund; dieser war einfach der Umstand, daß ich verliebt war, verliebt „bis über die Ohren", wie man zu meiner Zeit sagte (ich glaube, man sagt auch noch heutzutage so), und daß mir daher eine Trennung von Paris und von meiner Geliebten als etwas Schreckliches, ja geradezu als etwas Unmögliches erschien.

„Aber ich kannte meinen Vater und seine strengen, unerschütterlichen Grundsätze. Ich wagte daher nicht, ihm meinen Seelenzustand zu offenbaren, ich hätte gewiß noch in derselben Nacht zur Garnison abreisen müssen, vielleicht gar in seiner eigenen Begleitung, und Alles wäre verloren gewesen.

„In meiner Noth gedachte ich eines Oheims, der ebenfalls in Paris wohnte, mich immer protegirt hatte, und zu dem ich ein unbegrenztes Vertrauen fühlte.

„Dieser Oheim war eigentlich das wahre Gegenstück meines Vaters, obwohl er sein älterer Bruder war. Er hatte sich nie verheirathet und führte ein lustiges Junggesellenleben bis an seine alten Tage. Bei uns jungen Leuten in der Familie stand er in hohem Ansehen; er war stets auf unserer Seite, wenn irgend ein loser Streich ausgeführt werden sollte, oder wenn es sonst galt, uns in Schutz zu nehmen oder aus einer Verlegenheit zu ziehen. Er war freilich etwas barsch und geradezu, aber ein wahrer Ehrenmann und „ancien garde du corps du roi", was damals noch für uns Alles sagte.

„Zu dem eilte ich und klagte ihm mein Leid.

„Ein schönes Leid," rief er lachend; „es fehlt nur noch, daß du dein Taschentuch herausziehst und weinst. Du solltest deinem Vater danken, daß er dich in die Armee eingekauft hat. Es gibt nur einen großen Stand in der

Welt: den Militärstand (das war das Steckenpferd meines Oheims). Du bist reich, von Adel, die alte gute Zeit wird wieder kommen; im dreißigsten Jahre kannst du Oberst sein, im vierzigsten General."

„Bester Oheim," entgegnete ich kleinlaut, „das ist Alles recht schön, wenn nur mein Herz frei wäre. So aber fühle ich, wird der Abschied von Paris mein Unglück sein."

„Albernheiten!" rief er lachend. „So schlage dir doch die Liebschaften aus dem Kopfe. Wenn ich jedes Mädchen hätte heirathen sollen, in das ich verliebt gewesen, und bis über die Ohren verliebt, bitte ich zu bemerken, ich hätte mehr als zwanzig Mal Hochzeit halten müssen. Und dabei bin ich ledig geblieben, wie du siehst, und habe es noch nicht bereut."

„Ganz recht, lieber Oheim," antwortete ich; „aber es ist vielleicht anders mit mir. O, wenn Sie das Mädchen kennten!"

„Ich kenne sie, ohne sie gesehen zu haben," unterbrach er mich und lachte wie zuvor. „Ein Engel, eine Venus, wunderschöne Augen, reizende Züge .... ich sehe sie vor mir: sie sind ja Alle so."

„Und doch könnten Sie dies Mal Unrecht haben mit Ihrem Spott, lieber Oheim," begann ich von Neuem und nannte ihm zugleich den Namen meiner Geliebten.

„Das ist etwas Anderes," erwiederte er plötzlich mit ernsthafter Miene. „Das ändert die Sache; das Mädchen ist reich, von guter Familie und der Vater ein angesehener Mann. Wenn ihr euch wirklich so liebt, wie du mir versicherst, so könnte vielleicht......"

„Halt, lieber Oheim," rief ich hastig dazwischen, „ob Marie um meine Liebe weiß, kann ich wahrhaftig nicht sagen. Gestanden habe ich ihr wenigstens nichts. Hundert Mal wollte ich davon anfangen, wenn ich sie zufällig allein traf; aber nie hatte ich den Muth dazu: die Kehle war mir wie zugeschnürt. Auch schreiben wollte ich ihr oft, und ich habe Gott weiß wie viele Briefe aufgesetzt; aber nie habe ich's gewagt, ihr einen zu geben."

„Ihr seid mir die Rechten," polterte der Alte. „Geh', du wirst in deinem Leben kein tüchtiger Soldat! Zu mei-

ner Zeit brauchte man keine vierundzwanzig Stunden, um über derlei Sachen in's Klare zu kommen."

„Und doch," so fing er nach einer Pause und obenein in mildem, versöhnlichem Tone wieder an, „ich will dich nicht schelten; in Herzensangelegenheiten geht ja Jeder seinen eigenen Weg. Aber, zum Henker! wissen muß ich, ob sie dich liebt und ob sie dein Weib werden will; alsdann kann ich vielleicht etwas für euch thun."

Ich fiel dem alten Manne um den Hals und nannte ihn den Schöpfer meines Glückes; er nahm aber sofort wieder sein barsches Wesen an und sagte: „Nur nicht so viel überflüssige Worte! Beeile dich, daß du in's Klare kommst, und hole dir das Jawort von deiner Geliebten. Du weißt, daß dein Vater wartet und vielleicht schon deinen Platz in der Diligence bestellt hat. A propos, wie denkst du es anzufangen?"

„Wenn ich ihr schriebe. . . ." entgegnete ich.

„Gut, so schreibe ihr," antwortete mein Oheim, „und höre, Ferdinand, fuhr er fort, „dein Vater hat dir nicht Alles gesagt. Wenn er dich nach Clermont in Garnison schickt, so weiß ich, was das zu bedeuten hat. Der dortige Oberst ist ein alter Freund unserer Familie; er hat, so viel ich weiß, nur eine einzige Tochter — eine gute Partie, verstehst du, Ferdinand? Also Muth gefaßt! Schreibe deinen Brief an die schöne Marie, gestehe ihr deine Liebe, deine Hoffnungen, gestehe ihr, was du willst. Zwei Jahre muß sie warten und dir treu bleiben . . . . . . mach' kein schiefes Gesicht, sonst verlange ich drei Jahre! Aber mir soll sie ihren Entschluß schreiben, und wenn ich ihr Geständniß und ihr Versprechen habe, so will ich schon machen, daß du nach Saint-Germain in Garnison kommst. Soldat mußt du doch werden. Es gibt nur einen großen Stand in der Welt! Alle vierzehn Tage darfst du nach Paris kommen, um deine Braut zu sehen. Wenn sie dich liebt und dich haben will, so verlaß dich auf mich: ich verheirathe euch, das versprech' ich dir. Aber ihr Jawort muß ich haben, und das morgen früh. Jetzt allons, marche!"

Der alte, gute Oheim! — Ich eilte auch sofort nach Hause, kaufte aber unterwegs einen schönen, gelben Rosen-

strauß, den schönsten, den ich finden konnte. Dann schrieb ich den Brief, in welchem ich ihr meine lange, innige Neigung bekannte, sie um Gegenliebe beschwor, und sie zugleich bat, am Abend eine von den gelben Rosen in ihren Gürtel zu stecken, als Beweis für die günstige Aufnahme meiner Erklärung. Alsdann würde ich den Muth haben, ihr alles Weitere mündlich zu sagen.

Diesen Brief schob ich geschickt in das Bouquet hinein, so daß er ganz von den Blumen bedeckt war, und trug darauf, nicht ohne Herzklopfen, den verhängnißvollen Strauß zu meiner Geliebten. Sie nahm ihn mit freundlichem Danke an, und ich versprach, noch denselben Abend wieder zu kommen, was um so natürlicher erschien, da gerade jener Tag der sogenannte Empfangstag ihrer Eltern war, zu welchem ich ein für alle Mal eine Einladung erhalten hatte.

Ich kam auch, und mein erster Blick, als ich in den Salon trat, fiel auf Marie. Sie trug keine Rose im Gürtel, keine! Sie war freundlich wie immer, aber sie schien mir dies Mal noch zurückhaltender als sonst.

Mich traf es wie ein Donnerschlag. Keine Rose im Gürtel! Ich eilte zu meinem Oheim und warf mich ihm weinend an die Brust. Auf dem Wege zu ihm, der mich über den Pont neuf führte, dachte ich sogar ganz ernsthaft daran, in die Seine zu springen.

Schon am andern Morgen saß ich in der Diligence auf der Route nach Clermont, und zwar in Begleitung meines Oheims, der alles Mögliche that, um mich zu trösten. Er blieb sogar einige Monate in jener Stadt, bloß meinetwillen (in Paris schützte er Geschäfte vor), und er war es auch, der mich in die Familie des Obersten einführte, um die Bekanntschaft der Tochter zu machen. Zuerst wollte ich von all Dem nichts wissen; das Andenken an meine frühere Geliebte füllte meine ganze Erinnerung aus. Aber mein Oheim stellte mir so lange das Verkehrte und Lächerliche einer solchen Träumerei vor, daß ich endlich nachgab. „Man muß sich ein Mädchen aus dem Kopfe schlagen, das nichts von uns wissen will,“ rief er alsdann heftig. „Zum Henker, bist du denn ein Apollo, daß

sich gleich Jede in dich verlieben muß? Die Marie liebte dich nicht, das ist gewiß; ihr wäret nicht glücklich mit einander geworden."

„Ihr Oheim irrte sich. Marie liebte Sie doch," rief auf einmal und noch dazu mit bewegter, gerührter Stimme Frau v. Lorgerel aus ihrem Lehnstuhle heraus, in welchem sie bis dahin so bewegungslos gesessen, daß ich schon glaubte, sie sei über der Erzählung des alten Herrn eingeschlafen.

„Wie so, gnädige Frau?" fragte Monsieur de Coudraies hastig. „Wie können Sie das wissen? Haben Sie etwa Marie du Plessis gekannt?

„Fahren Sie fort, lieber Freund!" entgegnete die alte Dame; „ich erzähle Ihnen nachher meine Geschichte von den gelben Rosen auch."

„Was ich noch hinzuzufügen habe", nahm der Alte wieder das Wort, „ist wenig. Der Liebeskummer eines jungen Mannes von zweiundzwanzig Jahren ist bald vergessen. Das Garnisonleben brachte Zerstreuungen, neue Bekanntschaften und Freunde; im Hause des Obersten fand ich ferner die beste Aufnahme, kurz, im nächsten Jahre verlobte ich mich mit der Tochter desselben, zur großen Freude meines Oheims, der an meinem Hochzeitstage wie ein junger Dreißiger tanzte. Acht Jahre verlebte ich mit meiner Frau in der glücklichsten, zufriedensten Ehe, und noch jetzt, fast dreißig Jahre nach ihrem Tode, bewahre ich ihr ein treues Andenken. Meine einzige Tochter ist in Algerien an den Souspräfekten von Constantine verheirathet und hat mich schon vier Mal zum Großvater gemacht."

„Aber heißen Sie denn eigentlich des Coudraies?" fragte Frau v. Lorgerel mit einer Aufregung, die sie nur schwer bemeisterte.

„Mein eigentlicher Name ist Ferdinand de Lassalle; ich habe aber später den Namen des Coudraies angenommen nach dem Testamente eines alten Großonkels mütterlicher Seite, der mich nur unter dieser Bedingung zu seinem Universalerben einsetzen wollte."

Hier entstand eine Pause. Der Alte, den die lange Erzählung sichtbar angegriffen hatte, lehnte sich in das

Sopha zurück. Frau v. Lorgerel dagegen erhob sich; das Lampenlicht fiel auf ihre ehrwürdigen Züge. Sie hatte Thränen in den Augen.

„Ferdinand de Lassalle," sagte sie endlich, „Ihr Oheim hatte Unrecht, Marie liebte Sie wirklich, — ich selbst bin Marie du Plessis Ich heirathete später Herrn v. Lorgerel, der vor zehn Jahren starb. Mein einziger Sohn ist Steuerdirektor in Rouen, und auch ich bin bereits drei Mal Großmutter."

Der alte des Coudraies wollte aufspringen, aber er hatte die Kraft nicht, und ich.... ich sah die seltsame Scene an wie Einer, der in einem interessanten Roman das interessanteste Kapitel liest.

Frau v. Lorgerel ging langsam in's Nebenzimmer; als sie zurückkam, hielt sie ein altmodisches Kästchen von buntem Holz in den Händen.

Schweigend stellte sie das Kästchen vor uns hin und öffnete es. Ein vertrockneter Blumenstrauß lag darin, grau und eingeschrumpft, wie eine kleine Mumie. Dennoch konnte man deutlich erkennen, daß es einst Rosen gewesen waren. Sie löste mit zitternden Händen das verblichene Seidenband. Die Blumen fielen wie Spreu auseinander, in der Mitte lag ein Blättchen Papier, gelb wie Pergament, die Schrift unleserlich und verloschen. Zweiundvierzig Jahre hatte jenes Blättchen dort in dem welken Strauß geruht, zweiundvierzig Jahre! .... Marie hatte damals den Brief nicht gefunden, die Liebeserklärung also nicht gelesen; sie hatte mithin an jenem Abend auch keine gelbe Rose in ihren Gürtel gesteckt. Aber sie liebte Ferdinand trotzdem, obwohl mit mädchenhafter Schüchternheit. Wie konnte sie ihm auch ihre Neigung gestehen, da er selbst nicht den Muth hatte, ihr von der seinigen zu sprechen? Als er später fortgezogen war, trug sie sein Bild noch lange im Herzen und bewahrte den gelben Rosenstrauß auf als eine Reliquie ihres ersten Jugendtraumes.

Nach mehr als vier Decennien hatten sie sich zufällig als alte Leute wieder gefunden, als Großvater und Großmutter.... „Das Leben dichtet," sagt Jean Paul; „denn

es erfindet seltsamere Zufälle und Begebenheiten als die reichste Phantasie eines Romanschreibers."

Monsieur des Coudraies war aufgestanden. Er ergriff die beiden Hände seiner alten Freundin und sah ihr lange in's Gesicht, wie wenn er in den alten Zügen der mehr als sechszigjährigen Matrone das liebliche Jugendantlitz der neunzehnjährigen Marie wiederfinden wollte. Er versuchte zu lächeln, aber es wollte nicht recht gelingen.

Frau v. Lorgerel nahm die vertrockneten vierzigjährigen Blumen, hielt sie neben die frischen, gelben Rosen, die ich erst vor wenigen Stunden gebracht hatte, und sagte (es glückte ihr auch, dabei zu lächeln): „C'est pourtant vrai."

Dies brachte den Alten wieder zu sich; er nahm schnell Abschied und zog mich mit sich fort. Schon auf der Treppe flüsterte er mir leise zu: „Es ist eine heilige Erinnerung für mich und auch für Marie; wir wollen die gute Frau allein lassen .... vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, sagt Montesquieu."

Er kam auch in drei Tagen nicht zu Frau v. Lorgerel. Als er sich endlich wieder um die gewohnte Abendstunde zu der Partie Trictrac einstellte, ging ihm die alte Dame heiter und freundlich entgegen und umarmte ihn wie einen lang entbehrten Freund.

Seit jener Zeit sind sie täglich beisammen. Sie spielen aber nur selten Trictrac; sie haben sich gegenseitig so viel, so viel zu erzählen!

Der alte des Coudraies ist seiner 65 Jahre ungeachtet wieder ganz jung geworden, und mir will außerdem scheinen, daß Frau v. Lorgerel jetzt weit mehr Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet, als früher; kürzlich hatte sie sogar Blumen auf ihrer Haube. Sie ist übrigens auch erst zweiundsechszig Jahre alt — erst!

Ich glaube wirklich für meine Person, daß Ferdinand und Marie sich noch gern verheiratheten, aber sie wagen es nicht. Sie fürchten sich vor ihren Kindern, und was noch schlimmer ist, vor ihren Enkeln — dann auch vor der Welt, die sich ja über Alles lustig macht.

Wer weiß, sie thun es vielleicht doch.

Veilchen.

Der Pariser Winter ist bekanntlich sehr milde und oft scheint er ganz ausbleiben zu wollen; der Herbst zieht sich bis in den Dezember hinein und im Januar haben wir schon wieder einige Frühlingstage.

Das Veilchen, der eigentliche Lenzbote, verläßt uns daher auch im Winter nicht, und zur Neujahrszeit sieht man fast immer an den Ecken aller Boulewards und der Hauptstraßen wahre Veilchenberge, hinter denen die Blumenverkäuferinnen manchmal ganz versteckt sind. Wer „gut kaiserlich" gesinnt ist, ob Herr oder Dame, trägt alsdann stets den obligaten Veilchenstrauß. Nur im Faubourg St. Germain kauft man keine Veilchen. Kein Blumenmädchen geht in jenes Quartier; es würde dort schlechte Geschäfte machen, denn das Veilchen, dies unschuldige, bescheidene Blümchen, ist längst hier in Paris ein politisches Abzeichen geworden: es ist die napoleonische Blume par excellence. Schon mehr als ein Mal hat ein Veilchenstrauß hier in Paris eine wichtige Rolle gespielt.

Es sind jetzt etwa sechs Jahre her, als eines Tages aus einem alten prächtigen Hotel, so recht inmitten des Foubourg St. Germain eine Carosse herausfuhr, ebenfalls alt und prächtig, wappengeschmückt und reich vergoldet; der Kutscher und die beiden Lakaien silberbetreßt und gepudert, ein peitschenknallender Vorreiter in gleichem Costüm. Im Wagen saß ein ältlicher, kleiner Mann, mit scharfen Zügen und lebhaften Augen, einfach schwarz gekleidet; den brillantenen Stern des Ludwigsordens hatte er wohlweislich zu Hause gelassen. Dieser Herr war der Marquis de P., bis dahin ein leidenschaftlicher Legitimist, in gerader Linie mit den Valois verwandt, mithin von königlichem Geblüt und ein Nachkomme des Kreuzritters

P., der mit dem heil. Ludwig die Gefangenschaft theilte. Der Marquis war überdem ein persönlicher Freund des Grafen Chambord, soweit nach den Begriffen der guten, alten Zeit ein getreuer Unterthan der Freund seines rechtmäßigen Königs sein kann. Er reiste alljährlich nach Deutschland, um „Sr. Majestät Heinrich V." aufzuwarten, und wenn er von Napoleon und den Bonapartisten sprach, so.... Wohin fuhr denn der Marquis de P. in seinem Gallawagen? Direkt nach St. Cloud zu Hofe, zum Kaiser. Unmöglich!

„Solch' ein Verrath und Felonie, Herr Fürst,
Sind ohne Beispiel in der Welt Geschichten."

Der Marquis hatte vermuthlich Schiller's Wallenstein nicht gelesen, auch könnte man einwenden, daß das Citat nicht paßt, denn seine Desertion war nur eine individuelle. Aber Lärm und Aufsehen hat sie doch damals nicht wenig gemacht, und noch heute nennt man in gewissen Kreisen den Namen des Marquis nur mit Achselzucken oder noch bedeutsameren Gesten.

Was in St. Cloud im kaiserlichen Kabinet bei jener Audienz vorgegangen, hat Niemand erfahren. Acht Tage darauf wurde der Marquis zum Senator ernannt, und seine Gemahlin erschien im kommenden Winter bei Hofe an den großen Empfangtagen in einem mit goldenen Bienen durchstickten Schleppkleide und mit einem Veilchenstrauß, dessen Größe dem Erstaunen der Hofdamen und Hofherren nichts nachgab. Arme Veilchen! schüchterne Frühlingskinder, der ländlichen Flur entführt, um der politischen Intrigue zu dienen, oder gar den Treubruch zu bezeichnen! Die Lilie, die stolze die königliche, ist von dem kleinen Veilchen verdrängt und verdunkelt.

Noch eine andere Geschichte gibt es, wo ein Veilchenstrauß in Paris so bedeutsam wurde, daß er gar eine Kaiserkrone gewann.

Vor neun Jahren war in einer eleganten Villa am Seine-Ufer in Passy, wo seit Kurzem eine spanische Familie wohnte, gar oft vornehme und zahlreiche Gesellschaft. Die Herzogin war eine liebenswürdige Dame und ihre beiden Töchter, an Schönheit und Geist gleich ausgezeichnet,

bildeten einen gewaltigen Doppelmagnet, der alle Herzen anzog. Manchmal war vollends große Bewegung in den schimmernden Sälen, und die ganze Versammlung, Herren und Damen, Jung und Alt, schauten und horchten auf einen einzigen Mann, der dort am Kamine mit der Frau vom Hause scherzte, hier den Damen verbindliche Worte sagte, oder auch in einen plaudernden Männerkreis trat, wo ihm Alles ehrerbietig Platz machte. Wenn er sprach, wurde es mäuschenstille im Saale, wie wenn ein König da wäre. Dieser Mann trug einen einfachen schwarzen Frack, wie die übrigen Herren, aber auch ein kleines, silbernes Sternchen auf der linken Seite, halb versteckt, als wenn es sich nicht sehen lassen dürfe. Die unbeholfenen Lakaien bückten sich verlegen fast bis zur Erde, wenn sie ihm Eis oder Limonade präsentirten, und nannten ihn Altesse, die übrigen Gäste sagten kurzweg: Monsieur le president.

Louis Napoleon (er war es) kam zu immer häufigeren Besuchen in die Villa am Seine-Ufer in Passy. Man merkte gar bald, daß diese Besuche zumeist der ältesten Tochter des Hauses galten, und die Prinzeß Eugenie merkte dies ebenfalls. Anfangs soll sie jedoch mit ächt spanischer Grandezza diese Huldigungen zurückgewiesen haben, obgleich sie von einem Manne kamen, den schon damals die Welt als den Erben des napoleonischen Kaiserthrones, wenn auch leise und kopfschüttelnd, bezeichnete. Aber der Prinz hatte auch in dieser Beziehung etwas von dem Eroberungstalent des Oheims bekommen, und eines Abends, es war eben großer, glänzender Empfang bei der Herzogin, erschien die Prinzeß in einer reizenden — Veilchentoilette, wenn man so sagen könnte: Veilchen im Haar, Veilchenbouquets im Besatz ihres Kleides und in der Hand den historischen, bedeutsamen Strauß. Der Prinz verstand diese symbolische Sprache. Die Prinzessin hatte seinen Heirathsantrag angenommen. Ein volles Jahr verging freilich noch, bevor die Vermählung vollzogen werden konnte, und obenein ein ernstes, schreckliches Jahr, wo während einiger Tage Alles, Alles auf dem Spiele stand, — nicht für den Prinzen allein, sondern für ganz Frank-

reich, ja, für Europa. Denn wie ständen wohl die Weltverhältnisse jetzt, wenn der Staatsstreich mißglückt wäre, wenn die Republikaner die Oberhand gewonnen, oder wenn gar eine neue Restauration den Napoleoniden verdrängt hätte?

Aber dies Mal sollte das Veilchen noch den Sieg davontragen im Kampf mit der Lilie.

Wieder ein Jahr später zog an einem sternenklaren Dezemberabend eine lange, lange Wagenreihe vom Senatspalast durch die elysäischen Felder nach St. Cloud, um dem Prinzen das Volksvotum zu überbringen, das ihn zum Kaiser von Frankreich machte, zu einem der ersten Monarchen der Christenheit!

Im Thronsaale stand der Mann, den wir schon in der spanischen Villa in Passy kennen gelernt, aber dies Mal in voller Uniform, um den Hals die prächtige Kette des goldenen Vließes, ein Erbstück seines großen Vorfahren, und über der Brust das breite, geflammte Purpurband der Ehrenlegion, deren Herr und Großmeister er nun geworden. Ihm zur Seite standen sein Oheim, der alte Prinz Jerome, und dessen Sohn, die Prinzessin Mathilde und die Fürstin Murat, damals die einzigen Mitglieder der kaiserlichen Familie, und im Hintergrunde viel sonstige Herren und Damen. Auch die Veilchensträuße fehlten nicht.

Endlich, wieder nach einigen Monaten fuhr ein mit acht weißen Rossen bespannter, goldener Wagen mit lautem Gepränge und endlosem Gefolge durch die Rivolistraße nach der Kathedrale von Notre-Dame. Im Wagen saß der Kaiser und ihm zur Seite die Tochter der Herzogin, für die sich nun der glänzende Traum zur noch glänzendern Wirklichkeit gestaltete: denn eine Stunde später hatte sie den Veilchenstrauß mit der Kaiserkrone vertauscht.

Der 15. November ist der Namenstag der Kaiserin, und an jenem Tage steigen alljährlich die Veilchen im Preise. In den ersten Jahren des neuen Kaiserreichs gab es vollends am 15. November eine wahre Veilchen-Ovation: nicht Hunderte, nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Veilchensträußen, groß und klein, warf man durch das hohe Gitter des Tuilerienhofes. Die Schloß-

dienerschaft baute gigantische Pyramiden daraus, die bis zum ersten Stockwerk des Palastes hinaufreichten; auch die verschiedenen Portale der Eingangsthore schmückte man damit, und der große Balkon in der Mitte, von welchem aus die Kaiserin die Menge begrüßte, schien ganz aus Veilchen gemacht zu sein.

Selbst Pinaud, der erste Parfümeur von Paris und kaiserlicher Hoflieferant, präparirt fast alle seine Essenzen, Pomaden, Oele und Riechwasser nur mit Veilchen. Er soll im Herzogthum Parma — dem schönsten Veilchenlande der Welt — große Felder mit Veilchen angepflanzt haben, die zur Zeit der Blüthe die ganze Landschaft durchduften und in einen unabsehbar weiten, dunkelblauen Teppich verwandeln. Aber wer weiß, ob nicht die rothen Schaaren der sogenannten italienischen Freiheitskämpfer jetzt jene lieblichen Fluren verheert und zerstört haben, wäre es auch nur, um sich an dem absolutistischen Prinzip zu rächen, das diese unschuldigen Blumen vertreten! doch lassen wir die Politik und erzählen wir lieber, wie das kleine Veilchen überhaupt dazu gekommen ist, die bonapartistische Partei und die Dynastie der Napoleoniden zu bezeichnen.

Es war in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts. Der große General, der die Geschicke Frankreich's und Europa's, wie er sich selbst rühmte, auf der Spitze seines Schwertes trug, war bereits zum Consul auf Lebenszeit ernannt und stieg raschen Schrittes die Stufen zum Kaiserthrone hinan. In Malmaison wohnte seine Gemahlin, die unvergeßliche Josephine; er selbst bewohnte das Elysee, denn die Tuilerien bezog er erst nach seiner Krönung. Fast täglich ritt Bonaparte nach Malmaison hinaus, nur von einem Diener, oder auch von seinem treuen Rustan gefolgt. So war er auch an einem Februarmorgen unterwegs und ritt schneller als gewöhnlich, denn er hatte sich verspätet. Die Ursache der Verzögerung war ein Veilchen-Bouquet, das der Consul aus den Treibhäusern von Versailles erwartete und das nicht ankam. Damals waren Veilchen im Winter eine Seltenheit, und ein Bouquet sofort anderweitig aufzutreiben, war geradezu unmöglich. Und doch hatte Bonaparte ein Versprechen zu lösen; denn es war der Na-

menstag seiner Gattin, und sie hatte ihm wenig Tage vorher auf seine Anfrage, welches Geschenk sie wünsche, einfach geantwortet: nichts als einen Strauß Veilchen. Nun sollte er diesen Wunsch nicht erfüllen, er, der ein Jahr später seiner Gemahlin eine Kaiserkrone schenkte! Zwei Couriere hatte der Ungeduldige schon nach Versailles geschickt; es ging ihm wirklich wie Ludwig XIV.: er mußte warten. Da bringt man plötzlich von unbekannter Hand einen großen, prächtigen Veilchenstrauß, so duftig und frisch, wie mitten im Mai gepflückt, jedenfalls zehn Mal schöner, als das von Versailles erwartete Bouquet gewesen wäre. Der Consul, überrascht und gerührt — ahnte er vielleicht, von wem der Strauß kam? — schwingt sich hastig damit auf's Pferd und sprengt nach Malmaison. Dort ist schon große Versammlung; die Freunde des Hauses, und begreiflich zählte der erste Consul deren nicht wenige, waren mit reichen, glänzenden Geschenken gekommen. Bonaparte tritt ein, umarmt seine Gemahlin und überreicht ihr lächelnd das Bouquet.

Von da an datirt die Vorliebe Napoleon's für Veilchen. Der bewußte Strauß wurde gehegt und gepflegt wie ein Schoßkind auf den besondern Befehl des Consuls. Als die Blumen endlich verwelkt waren, sorgte Josephine, die sich die plötzliche Veilchenpassion ihres Gemahls gar nicht erklären konnte, für frische, und auch als Kaiserin war sie stets von Veilchen umgeben.

Später, da sie als Opfer einer unheilvollen Politik dem Thron entsagte und sich nach Malmaison zurückzog, gebeugt und verlassen, war Blumenpflege ihre liebste Beschäftigung und ihre liebste Blume blieb das Veilchen. Als sie nach einigen Jahren am gebrochenen Herzen starb, pflanzte man Veilchen auf ihr Grab, und noch heute, wo ein prächtiges Mausoleum über der Gruft der ersten Kaiserin aufgeführt ist, blühen Veilchen in Fülle rings umher.

Auch auf St. Helena pflanzte Napoleon I. Veilchen mit Vorliebe, und als sein Sarg in Cherbourg die französische Erde berührte, war er in wenig Minuten mit Veilchensträußen und Kränzen über und über bedeckt.

Unter der Restauration hob die weiße Lilie von Neuem

das stolze Haupt, und unter der prosaischen Juli=Regierung bekümmerte man sich gar nicht um Blumen; aber mit dem neuen Kaiserthum trat das Veilchen wieder an seinen frühern Ehrenplatz.

Im November 1848 war die Aufregung der Gemüther groß in Paris, denn es waren die Tage der Präsidentenwahl für die neue Republik. Die blutigen Junitage waren noch im Gedächtniß Aller, und verhüllter denn je zuvor schien die Zukunft Frankreichs. Man fragte sich ängstlich, welcher Name hervorgehen würde aus der Volksabstimmung. Cavaignac mit dem Säbelregiment, Louis Blanc oder Ledru=Rollin mit dem Socialismus und Communismus, oder endlich Louis Napoleon mit dem neuen Kaiserreich. Der Prinz ging unruhig auf und ab in einem Salon des Hotel du Rhin am Vendome=Platz, wo er als schlichter Privatmann abgestiegen war. Auf dem Kamin und auf den Fensterbrüstungen standen in reichen Vasen herrliche Veilchenbouquets, eine Aufmerksamkeit des Wirthes, die ihm der spätere Kaiser nicht vergessen haben soll. Wenige Getreue umgaben ihn: Persigny, Morny, der Dr. Conneau und Andere. „Die Blumen bedeuten Glück,“ sagte der Prinz zu Persigny, und wies auf die Veilchen — und schon wälzte sich der Tumult näher und näher vom Hotel de Ville, wo man gerade die gigantische Addition der drei Millionen Stimmen abgeschlossen hatte: neun Zehntheile waren zu Gunsten Napoleon's ausgefallen. Der Saal und die anstoßenden Zimmer füllten sich nach wenigen Minuten mit zahlreichen Gratulanten, und bis nach Mitternacht wogte draußen die Menge auf und ab.

Der Prinz zog sich spät zurück und mag wohl nicht viel geschlafen haben; vielleicht hat ihm auch von Scepter und Krone geträumt. Im leeren Saal dufteten die Veilchen nach wie vor; wer weiß: sie haben sich wohl gar verstohlene Triumph= und Freudenworte zugeflüstert. Denn daß die Blumen eine Sprache haben und einander Allerlei erzählen, ist ja eine längst bekannte Geschichte.

Trübe Erinnerungen.

Das „Elysee-Napoleon", dicht neben den elysäischen Feldern, ist vollendet; auch die innere Einrichtung an Mobilien und Hausrath ist beinahe fertig, und nur die hohen Bewohner fehlen noch, um in das dortige Stadtviertel jenes laute, glänzende Leben zu bringen, das bis jetzt nur in den Tuilerien und in deren Umgebung herrscht. Die kaiserliche Familie, wenn sie in Paris ist, wohnt mit dem gesammten Hofe nach altem Herkommen nur dort; deshalb wird auch wohl der Kaiser nie auf lange Zeit das Elysee beziehen. Andere behaupten, er habe es einzig und allein für seinen Sohn herrichten lassen; aber zu einem flüchtigen Aufenthalte dürfte er sich um so leichter verstehen, als er eine große Vorliebe für jenes Palais hat. Dort wohnte er als „Prinz-Präsident" zur Zeit der „Republik", eine Zeit, die freilich jetzt wie ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt. Unter den hohen Bäumen des Gartens, unter denen bereits sein Oheim, der erste Napoleon, gewandelt, ging auch er auf und ab, allein oder mit seinen Getreuen, überlegte und übersann den Staatsstreich und träumte die neue kaiserliche Aera. Er fragte sich vielleicht oft unter bangen Zweifeln: wird es gelingen? werde ich bestehen oder untergehen? .... Es ist gelungen, der Traum ist zur Wirklichkeit geworden.

Das Elysee-Napoleon ist jetzt ein prächtiges Schloß, aber es hat auch nicht geringe Opfer gekostet. Die ganze Ostseite liegt frei, und eine neue breite Straße trennt den Palast von den angrenzenden Gebäuden, so daß er nun ganz ilosirt steht. Diese neue Straße, deren Häuser auch schon sämmtlich vollendet sind, hat für uns deshalb ein besonderes Interresse, weil dort früher das Hotel Praslin stand, wo im Jahre 1847 das schreckliche Drama Choiseul-

Praslin geschah. Das Hotel ist nach jener Mordthat nie mehr bewohnt gewesen; der Erbe, der jetzige Duc de Choiseul, versuchte umsonst, es zu verkaufen. Er fand keinen Käufer, da Niemand den Muth hatte, dort einzuziehen. Der Herzog wollte es alsdann abbrechen lassen; aber es fand sich nicht einmal ein Käufer für das Terrain, bis in ganz neuester Zeit das kaiserliche Hausministerium sich in's Mittel legte und das schon halb zerfallene Gebäude demoliren ließ zur Vergrößerung des Elysee und zum Durchbruch für die erwähnte Straße.

Im Jahre 1853 sind wir selbst eines Tages in jenem Hotel gewesen, in das man nur sehr schwer und auch nur durch eine besondere Empfehlung an den Portier hineingelangen konnte. Wie manche Engländer, die eigens zu diesem Zwecke nach Paris gekommen waren, hätten gern zehn und zwanzig Guineen bezahlt, um dies große „Glück" zu haben; aber der neue Besitzer hatte ein strenges Verbot gegeben, irgend Jemanden, gleichviel wen, hineinznlassen.

Zufällig hatten wir in dem dortigen Quartier einen alten Buchhalter kennen gelernt, der ein Freund des Portiers war und uns mitnahm unter dem Vorwande, uns Ranunkelsamen auszubitten; denn die Ranunkeln des Praslin'schen Gartens waren sehr berühmt. Der Portier, schon damals hoch an Jahren, hatte nur eine Beschäftigung und Zerstreuung: „seine Blumen", wie er selbst sagte; denn die Blumen hatten ja auch eigentlich keinen andern Eigenthümer als ihn.

Der große Garten war verwildert und öde. Wie hätte der alte Mann, der mit einer noch ältern Magd allein im Hotel wohnte, alle Anlageu in Ordnung halten können? Nur auf der vordern Terrasse, dicht unter dem Schlafzimmer der unglücklichen Gräfin, befanden sich einige sauber gepflegte Beete, auf denen ein wahrer Ranunkelwald in den buntesten Farben blühte. Eine Pracht, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen und die einen wehmüthigen Contrast bildete mit allen übrigen Theilen des Gartens, der wirklich in den wenigen Jahren schon zu einer völligen Wildniß geworden war. Das Bassin in der Mitte wasserleer und von Epheu-Ranken und Unkraut überwuchert; in

den steinernen Vasen hoher Graswuchs; das Rebenspalier an der Südseite so schadhaft, daß überall die Latten und Stangen umherlagen. Vertrocknete Trauben von frühern Jahren hingen noch an den Zweigen: es war Niemand gekommen, sie zu pflücken. An den Obstbäumen sah man ein Gleiches; auch dort hatte man die Ernte vergessen. Ulmen und Tannen bildeten einen dunkeln Hintergrund, aber die Vögel sangen lustig auf allen Aesten und hie und da blickte wie zum Trost eine blaue Iris oder gar eine Rose hervor. Wer so den Garten betrachtete, konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, und wenn ihm auch die schreckliche Geschichte seiner Bewohner unbekannt gewesen, er hätte sich unwillkührlich gesagt: hier muß irgend eine dunkle That, wohl gar ein Verbrechen geschehen sein. Der alte Portier sprach nur wenig; er machte sich an seinen Ranunkeln zu schaffen und begleitete uns auch nicht über die erste Terrasse hinaus. Nachher gingen wir noch in die Zimmer des untern Stockwerks, eben die Gemächer, wo die schreckliche That begangen wurde; auch hierher begleitete uns der Thürhüter nicht. In jenen Zimmern war übrigens nichts Besonderes zu sehen. Die Vorhänge waren dicht herabgelassen, an den Wänden standen verschiedene Mobilien, unter ihnen einige vergoldete Lehnstühle, auf dem Kamin eine prächtige Pendüle, die man wohl schon seit Jahren nicht mehr aufgezogen hatte. Im Schlafzimmer sah man deutlich an der Wand nach dem Bette hin neue Tapeten über die alten geklebt, nicht einmal bis ganz hinauf und auch nur ein ähnliches Muster, da man sich vermuthlich nicht die Mühe hatte nehmem wollen, sich genau dasselbe zu verschaffen. Der Buchhalter sagte mir, man habe dadurch die Blutflecken an den Wänden verdeckt.

Wie oft, wenn ich in der Folgezeit zufällig an jenem Hotel vorüber kam, dachte ich an den dortigen Besuch und an die Ranunkeln des Portiers, und nicht an die Ranunkeln allein. Mehrere Jahre später fuhr ich einst auf einem Omnibus vorbei und sah die kleine Seitenthüre des Hotels neben dem Hauptportal schwarz behangen. Ein einfacher Sarg stand im Eingange, zwei brennende Kerzen davor. Der alte Portier war gestorben, und von da an blieb das

Hotel ganz leer, bis es abgebrochen wurde und somit verschwand. Auch der Garten ist rasirt, kein Hälmchen ist geblieben; eine breite Chaussee und Asphalt-Trottoirs sind an seine Stelle getreten. Denkt wohl jetzt auch nur einer von den vielen tausend Menschen, die täglich jene neue Straße passiren, an das einstige Hotel und seine damaligen Bewohner? —

Fast unwillkührlich erinnern wir uns dabei eines andern Hotels, dessen Stunde auch geschlagen hat; nur weiß man bis jetzt nicht, ob zum Abbruche oder zum Neubewohnen. Es ist dies das Schloß der Prinzessin Adelaide in Neuilly mit dem dazu gehörenden Garten und Park. Das Gebäude ist groß und datirt aus dem vorigen Jahrhunderte; nur der rechte Flügel wurde unter Louis Philippe angebaut. Der Park ist einer der schönsten in der ganzen Umgebung von Paris. Auf den hohen Terrassen überblickt man das ungeheuere Panorama der Hauptstadt vom Pere Lachaise bis nach St. Cloud. Diese Besitzung ist zugleich die letzte, welche die Orleans'sche Familie im Seine-Departement noch unverkauft gelassen hat; die letzte, wohlverstanden, von den wenigen, welche ihnen überhaupt nach der Güter-Confiscation geblieben sind. Die früher verkauften wurden parcellirt, und da die einzelnen Terrains nicht groß und außerdem sehr günstig gelegen waren, so fehlten die Käufer nicht. Für das erwähnte Grundstück hat sich aber noch immer kein Käufer gefunden, obwohl der Preis von 8- auf 600,000 Frs. herabgesetzt ist. Neuerdings heißt es, daß Pereire, der große Speculant, eine halbe Million geboten habe und auch wahrscheinlich Schloß, Garten und Park dafür bekommen werde. Aber wehe alsdann der schönen Besitzung! Pereire wird Alles demoliren und rasiren (ruiniren sollte man eigentlich sagen), eine neue Straße durchlegen (das ist der ewig stereotype Plan aller Neubauten), dieselbe mit sechsstöckigen „schönen" Häusern besetzen, und diese dann theuer vermiethen oder noch theurer verkaufen. Der Park liegt in der Nähe des Bois de Boulogne und der Avenue de l'Imperatrice, das Project ist mithin ein sehr vortheilhaftes. Dann wird die letzte Besitzung der Juli-Dynastie in Paris verschwunden

sein; und vor zwanzig Jahren schien diese Dynastie doch, nach menschlicher Berechnung für alle Dauer gegründet. Freilich gerade vor zwanzig Jahren, Anno 1842, traf jene Dynastie schon der erste schreckliche Schlag, wie ein Blitz aus heiterm Himmel: der Tod des Herzogs von Orleans. Und jetzt ist die kleine Kapelle zwischen Neuilly und Sablonville, die man dem Gedächtnisse des unglücklichen Prinzen baute, nach so kurzer Zeit, der einzige Rest jener zahlreichen Königsfamilie, die damals eine so reiche, glänzende Zukunft hatte. Hoffentlich wird man die kleine Kapelle stehen lassen . . . hoffentlich, denn mit dem Standbilde des Kronprinzen, das im Louvre-Hofe aufgestellt war, hat man es nicht so gnädig gemacht. Es wurde im Februar 1848 herabgeworfen und hat Jahre lang im Arsenale mit unbrauchbaren Kanonen und sonstigem „alten Eisen" gelegen, bis es eingeschmolzen und für die Reiterstatue des jetzigen Kaisers von Nieuwekerke verwendet wurde, die bekanntlich im Jahre 1855 am östlichen Portale des Industrie-Palastes aufgestellt wurde. Das Erz war stumm, wie so viel Anderes in der Welt, das der todten Materie angehört, und das viel erzählen würde, wenn es reden könnte. Aber auch die Steine haben schon gesprochen!

Pariser Straßen-Industrie.

„Unser täglich Brod gib uns heute."

So beten wir ja täglich, Morgens und Abends, oder sollten es doch wenigstens thun; und der Leser glaube nur nicht, daß wir jene ernsten, schönen Worte zu flüchtigem Scherz hingesetzt; gewiß nicht! Wir Alle tragen ja das irdische Loos der Arbeit und der Sorge, hoch oder niedrig, reich oder arm, und nur keine Millionen wollen wir uns wünschen, denn was es mit den Millionen auf sich hat, haben wir noch kürzlich bei Mires gesehen.

Freilich ist es um das „tägliche Brod" und die Bedeutung des Wortes eine eigene Sache, und wie Göthe irgendwo sagt, daß derjenige, der mit offenem Mund auf die gebratenen Tauben wartet, sich das Gericht höflich verbitten würde, wenn sie nicht vorher fein säuberlich zerschnitten wären, so ist auch das „tägliche Brod" ein weiter elastischer Begriff, in den unendlich viel hineingeht. „Nur satt essen wollen wir uns," sagt der ehrliche Jean Paul im Siebenkäs, als Lenette zwei Eier und ein Groschenbrod aufträgt; aber die aufgeputzten Silber-Fasanen bei Chevet im Palais Royal zu hundert Franken und die in Champagner gekochten Riesentrüffeln, zu einem Louisd'or das Stück, sind ja ebenfalls nur zum Satt-essen. Wenigstens würde Chevet selbst dies sofort behaupten, wenn wir ihm vorwerfen wollten, daß ein derartiges „tägliches Brod" doch im Laufe des Jahres gewaltig theuer zu stehen käme.

So machte das „tägliche Brod" für die Hoftafel in Saint-Cloud den Intendanten und Küchenmeistern gewaltig viel zu schaffen, als vor einigen Jahren der kleine König von Portugal bei dem großen Kaiser von Frankreich zum Besuch war. Wie es bei dem Bankett selbst herge-

gangen, wissen wir nicht, denn wir waren nicht geladen, aber der Abhub der Tafel war schon sehenswerth. Reihenweise zogen die langen und breiten Körbe, je von zwei schneeweißen Burschen getragen, an uns vorüber: die meisten Gerichte auf ihren silbernen Schüsseln kaum angerührt, viele ganz unversehrt und in solchen Massen, daß man einige Regimenter damit hätte speisen können. Auch das war nur das „tägliche Brod", aber das kaiserliche, und wer weiß, ob diejenigen, die davon essen, auch täglich Gott dafür danken; darum bitten können sie ihn wirklich nicht, denn das wäre gar zu unverschämt. Doch dies alles ist nicht unsere Sache, vollends heute nicht, wo wir von denen erzählen wollen, für die das „tägliche Brod" im buchstäblichen Sinne zu nehmen ist.

Und deren gibt es Legionen; denn, es existiren in Paris über sechszig tausend Menschen, die des Morgens aufwachen, ohne zu wissen, ob und was sie über Tag essen und wo sie die kommende Nacht zubringen werden. Aber sie wollen und müssen doch Alle essen, und sie finden auch ihre Nahrung; denn Gott wacht über die zwei Millionen Einwohner der Weltstadt mit demselben Vaterauge, wie über die Vögel des Feldes. Nur ist das Dasein dieser Unglücklichen ein rein ephemeres, von heut' auf morgen, von der Hand in den Mund, und mehr als bei Andern heißt es bei ihnen: hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!

Uebrigens müssen wir fast das eben ausgesprochene Wort „Unglückliche" zurücknehmen, oder doch wesentlich modificiren, denn sie sind gar nicht so unglücklich, sondern fühlen sich zumeist sehr wohl in ihrer ungewissen, ganz vom Zufall abhängigen Existenz, ja Manche sind lustig und guter Dinge wie Demokrit und Diogenes. — Der Lazzarone in Neapel, wenn er seine vier Paoli verdient hat, die ihm zum täglichen Unterhalt genügen, bleibt ja auch sorglos auf einer Palasttreppe liegen und schaut über das blitzende Meer nach Capri hinüber oder nach der prächtigen Rauchsäule des Vesuv und würdigt den Fremden, der ihm „etwas zu verdienen" geben will, kaum eines Blickes — der pariser Lazzarone, sein civilisirter Bruder (um mit dem commissionnaire, d. h. dem Eckensteher, unsere Schil-

derung zu beginnen) hat ähnliche Manieren und Neigungen, nur muß er mehr als vier Paoli verdient haben, denn seine Bedürfnisse als Bürger der Weltstadt sind bedeutender. Aber dafür ist er auch ein besteuerter, Abgaben zahlender citoyen de l'Empire und sogar stimm= wenn auch nicht wahlfähig; bei den großen Staatsumwälzungen hat er ebenfalls aus der Monarchie die Republik und dann wieder aus der Republik das Kaiserreich mit machen helfen, und selbst zur Zeit des jetzigen Absolutismus respectirt man sein Votum, vorausgesetzt, daß er oui sagt, sonst....doch zur Sache.

Der pariser Eckensteher ist eigentlich ein Eckensitzer, denn das kleine rechtwinkelige Leiterchen, das er bei seinen Gängen auf dem Rücken trägt und mit dessen Hülfe er manchmal den Umzug ganzer kleiner Haushaltungen bewerkstelligt, dient ihm, wenn er nichts zu thun hat, als Stuhl, Bank oder Bett, und gar Mancher von ihnen, der nur im Winter eine Wohnung gleich andern Menschenkindern besitzt, bringt auf seinem „crochet" die lauen Sommernächte zu, wenn ihm anders der Regen oder die Stadtsergenten diese Licenz gestatten.

Zunächst ist der Commissionair freilich nur ein prosaischer Stiefelputzer, aber außerdem ist er noch alles Mögliche und verrichtet, wie schon sein Name sagt, Commissionen jeglicher Art. Er ist verschlagen, gewandt und discret, und dabei ehrlich, so weit überhaupt ein solcher Patron ehrlich sein kann. Sie bilden eine besondere Kaste, sind auf dem Stadthause eingeschrieben und jeder hat seine Nummer, die er auf einem kleinen Messingschilde sehr augenscheinlich tragen muß. Es gibt ihrer in Paris gegen viertausend, die sich aber unter einander in vielfache Kategorien getheilt haben. Der Commissionair der innern Boulevards steht obenan, und diejenigen, die gar auf dem Boulevard des Italiens und im Quartier der großen Oper stationiren, sind vornehme Leute, die Morgens ihre Zeitung lesen und ihre Cigarre rauchen und mehr bei dem Marchand de vins gegenüber wohnen, als an ihrer Straßenecke. Diese gehören also nicht in unsere Kategorie, auch bedürfen wir ihrer nicht, da wir Gottlob! mit den Tänzerinnen der großen

Oper und mit den sonstigen ...... innen der dortigen Gegend nichts zu thun haben; denn das ist das Hauptpublikum jener Commissionaire, die man schon oft in den kleinen Lustspielen des Palais Royal auf die Bühne gebracht hat.

Für zwei Sous putzt uns jeder Eckensteher die Schuhe spiegelblank und erzählt uns unter dem Putzen die neuesten Ereignisse seines Quartiers: dort eine Gasexplosion oder ein umgeworfener Omnibus, hier ein Feuerauflauf oder eine Arrestation; er hat Alles mit angesehen, ist überall dabei gewesen und stets als erste und handelnde Person. Kleine Münze zum Herausgeben hat ein pariser Commissionair niemals, so wenig wie ein pariser Droschkenkutscher; das ist Princip, und bei Vielen, vorzüglich bei Fremden, schlägt die List an. Man läßt dem armen Teufel das Vier- oder gar das Zehnsousstück, um nicht zu warten; denn er fragt an drei, vier Orten nach Kupfergeld und kann seltsamer Weise nirgends etwas auftreiben, was er uns mit der ernsthaftesten Miene von der Welt versichert.

Die Geschichte von dem schwarzen Eckensteherpudel auf dem Boulevard Montmartre, obwohl schon zwanzig Jahre her, wird doch noch immer hier und da erzählt. Mancher Leser kennt sie vielleicht nicht einmal. Jener schwarze Pudel hielt sich immer getreu an der Seite seines Herrn und gab genau auf die Vorübergehenden Acht; kam irgend ein feiner, schöngekleideter Elegant des Wegs, geschwind hatte der Pudel seine beiden Vorderpfoten in den Rinnstein gesteckt und war hingelaufen, um sie dem Elegant auf die blanken Stiefel zu legen, dem natürlich alsdann nichts übrig blieb, als sich bei dem nächsten Stiefelputzer reinigen zu lassen, und das war eben der Herr des Pudels. Als die lustige Geschichte bekannt wurde, wollte „ganz Paris" den pfiffigen Pudel sehen, um sich von dem Hunde beschmutzen und von seinem Herrn bürsten zu lassen. Dieser machte darauf seine vier Kinder zu Gehülfen, denn allein konnte er nicht allen Anforderungen nachkommen, und im Verlauf einiger Monate hatte er ein kleines Capital beisammen, um sich anderweitig zu etabliren. Der kluge Pudel wurde

als der eigentliche Wohlthäter der Familie bis an sein Ende verpflegt und in hohen Ehren gehalten.

Aber der Commissionair ist doch immer eine Standesperson unter den pariser Eintagsfliegen und ein vornehmer Mann im Vergleich zu so vielen andern seines Gelichters; deshalb hat er auch keine eigentliche poetische Seite: er ist mit wenigen Ausnahmen die Prosa der Boulevards.

Unsere Stiefel sind blank, und wir sind glücklich bis an's Palais Royal gekommen; aber wie nun weiter über den ungeheuern Carrousselplatz auf die andere Seite der Seine, wohin wir doch durchaus heute müssen, trotz der Tropenhitze und trotz des Mangels an einer Equipage? Wenn nur der Carrousselplatz nicht wäre, diese fast fünf Minuten lange Sahara, so ging's schon: nachher hätten wir die Bäume der Quais und die Schattenseite der Häuser. .... Da tritt ein sauber gekleideter Mann an uns heran und entfaltet einen Riesenschirm, ein wahres Familiendach, unter dessen Schutz wir bequem den heißen Weg zurücklegen können; wir lassen uns nicht lange nöthigen, zumal der Dienstfertige den Schirm selbst trägt und ehrerbietig hinter uns geht, so daß wir uns vorkommen wie ein orientalischer Fürst unter seinem Palankin. Und das Alles für einen Sou, oder auch für zwei, wenn uns nämlich die Geschichte des Schirmträgers unterwegs gerührt hat: ein Familienvater mit sechs kleinen Kindern und einer kranken Frau; eine Geschichte, die mit geringen Variationen stets dieselbe ist, und die man auch, wenn man sie erst einige Male gehört hat, nicht ohne Bedenken hinnimmt. Aber, lieber Gott! wir wollen ja Alle leben. „Unser täglich Brod gib uns heute."

Bei einem plötzlichen Regenschauer kommen wir in ähnliche Noth; aber auch da ist die Hülfe nahe. Gerade weil wir acht Tage lang wegen des steten Regenwetters nie ohne Schirm ausgegangen sind, lassen wir, durch eine sonnenheitere Stunde verführt, das langweilige Möbel zu Hause. Unterwegs, denn Sanct Medardus muß ja sein Recht haben, ein rauschender Guß, der allerdings erfrischt und den Staub verscheucht, der aber den Kleidern, ach! und vollends dem neuen Hute nichts weniger als vortheil-

haft ist. Doch in demselben Augenblicke sehen wir in vielen Thorwegen rechts und links dienstbare Geister, die uns einen Regenschirm „zur Miethe" anbieten. Vier Sous die Stunde und in der Regel ein Pfand von zwei Franken; denn mehr als zwei Franken ist ein solcher Schirm nicht werth, so daß der Verleiher nichts riskirt, wenn er ihm nicht wiedergebracht wird. Diese Leute haben ebenfalls ein Messingschild mit ihrer Nummer und dem Namen ihrer Straße, so daß man sie leicht finden kann. Auch sind sie bei Weitem nicht so dumm, wie sie vielleicht aussehen, und sie wissen gleich, mit wem sie zu thun haben. Wenn sich zufällig ein vornehmer Mann an sie wendet, so suchen sie einen feinern Schirm hervor und weisen auch das Pfand zurück, indem sie ganz unterthänig sagen: „Monsieur a l'air d'un senateur ou d'un ancien Pair de France; cette garantie me suffit". Da widerstehe mal Einer und bezahle nicht doppelt: denn man braucht natürlich weder Senator noch Pair zu sein, um dies Compliment zu erhalten. Ein feiner Rock genügt. Man kann auch seine Adresse geben und dann kommt der Regenschirmmann am andern Morgen zu uns, um sein Eigenthum zu holen; aber das zieht begreiflicher Weise außerordentliche Kosten nach sich. Unter zehn Sous kommt man alsdann nicht frei. —

Mit den hunderttausend andern Spaziergängern wandeln wir wieder auf den Boulevards auf und ab, eine alte bekannte und doch ewig neue Camera obscura der seltsamsten Bilder voll Leben und Bewegung; wir haben vielleicht gerade einer Dame den Arm gegeben, einer Landsmännin, die sich erst seit gestern oder vorgestern in Paris befindet und obenein direct von Ratzeburg oder Bergedorf eingetroffen ist — eine Dame muß nämlich dabei sein, sonst kann der neue Industrieritter, den wir jetzt unsern Lesern vorführen wollen, nicht reüssiren; ein Mann ist zu hartherzig und würde ihn wohl gar auslachen. Kurz, der Bursche tritt dicht an uns heran, er hält in der Hand einen kleinen mit Schwalben und Sperlingen angefüllten Käfig und sagt mit trauriger Stimme, indem er auf die ängstlich hin- und herflatternden Vögel zeigt:

„Sehen Sie, wie grausam! Die armen kleinen Thiere

so einzusperren! Seien Sie barmherzig, Madame; das Stück kostet nur vier Sous, geben sie einem von ihnen die Freiheit.“ Man müßte ja ein Herz von Stein haben, wenn man sich da nicht erweichen und rühren ließe, vorzüglich ein Frauenherz; man läßt sich also einen kleinen Vogel geben. . . . „Nehmen Sie lieber eine Schwalbe,“ sagte Fräulein Emilie, „die Schwalben sind jedenfalls die unglücklichsten von allen. . . .“ Die Hofräthin nahm gar eine Schwalbe und einen Spatz. Der Bursche holte die verlangten Delinquenten aus dem Käfig heraus und gab sie den Damen, die sie erst noch liebkosten, bevor sie ihnen die Freiheit gaben. Der Spatz flog auf den nächsten Baum und zwitscherte wie zum Dank, aber die Schwalben schossen wie zwei Blitze und mit lautem Gekreisch hoch in die blaue Luft und vorloren sich im Aether. Der Vogelräuber steckte schmunzelnd seine zwölf Sous ein, grüßte höflich, und hielt bereits zwei andern Damen, augenscheinlich Engländerinnen, seinen Käfig entgegen, und die lustige Scene spielte von neuem. —

„O Helios! leuchtender Sonnengott, verlaß uns nicht!“ — singt Pindar in seiner dreizehnten Ode — wenigstens behauptet dies Jules Janin in einem seiner Feuilletons; da aber leider seine Corpulenz (nicht die Pindar's, sondern Janin's) weit größer und anerkannter ist als seine Gelehrsamkeit, obwohl er die Manie hat, in Alles, was er schreibt, lateinische und griechische Brocken hineinzustreuen, so können wir leider, da wir den Pindar nicht zur Hand haben, jenes Citat nicht verbürgen. Wir setzen es aber doch hin, weil es so sehr auf unser heutiges Thema paßt, denn wenn die armen Industrieritter in Paris auch die vierte Bitte aus dem Vater-unser obenan stellen, so folgt doch gleich darauf das Gebet um gutes Wetter und Sonnenschein, als eigentliche Bedingung ihrer ephemeren Existenz. Jeder kann doch nicht Regenschirmvermiether werden, und die unzähligen andern kleinen Verdienstzweige hängen fast sämmtlich vom guten Wetter ab.

Man muß es nur beobachten, denn es ist sehr amüsant, wie sie sofort den ersten hellen Sonnenstrahl benutzen und an's Licht, d. h. auf die Trottoirs kommen — Gott weiß, wo sie während des Regens sich versteckt hielten!

Gar viele von ihnen haben kleine Tische, die sie aufklappen, mit ihren Siebensachen belegen, sich dahinter stellen und die Vorübergehenden alsdann einladen, ihnen nur „auf einen kurzen Augenblick“ Gehör zu schenken. Das Reden ist die Hauptsache und nicht Wenige haben es in der Suada so weit gebracht, daß Hunderte stehen bleiben, um zuzuhören, unbekümmert um das, was der Schwätzer verkauft, zumal er von tausend Dingen faselt, die meilenweit von seinem Handelsgegenstande abliegen. Aber das gehört dazu und je mehr sie raisonniren, um so lieber hat es der Pariser. Manche Verkäufer halten auch ihre Tischchen sorgfältig zugedeckt, so daß man nichts sehen kann, und nun fangen sie an zu erzählen von der Entdeckung America's und von Guttenberg, von Napoleon „dem Großen“ und von den kaiserlichen Siegen. Ein solcher Kerl versteigt sich immer weiter und weiter, daß Einem ganz toll im Kopfe wird; man hat natürlich nicht die leiseste Ahnung, was er mit all' dem sagen will, und noch weniger, was er denn eigentlich zu verkaufen hat; endlich .... endlich hebt er die Decke auf, und es kommt entweder eine neue Wichse zum Vorschein, oder ein kleines Instrument, das Zahnstocher, Federhalter, Dintenfaß und Radirmesser zugleich ist und nur wenige Sous kostet u. s. w. Dennoch macht Keiner von den Umstehenden Anstalt, das Ding zu kaufen; aber das macht unsern Helden nicht verlegen: rechts und links theilt er nach allen Seiten ein Flacon, oder was es sonst ist, aus und sagt: Sie bezahlen mir's morgen, oder wann sie wieder vorbeikommen. Endlich findet sich ein Käufer und alsdann auch gleich zehn, denn Keiner wollte der Erste sein. Manchmal passirt es auch, daß der improvisirte Handelsmann mitten im Redefluß auf einmal abbricht, sein Tischchen ergreift und mit Allem, was darauf ist, davon läuft, geradezu davonläuft, und das so schnell er kann, zum großen Erstaunen der Zuschauer, die ihm nachsehen und von denen nur die Eingeweihten den wahren Grund dieser hastigen Flucht verstehen. Es hat sich nämlich an der nächsten Ecke ein Stadtsergent gezeigt, vor welchem alle diejenigen Straßenkrämer, die keine Erlaubnißkarte gelöst und mithin keine Nummer haben, gewaltigen

Respect besitzen, da er sie einfach beim Kragen nimmt und auf die Polizeipräfectur führt, ein Procedur, die immer schlecht abläuft. Man sieht, das tägliche Brod dieser armen Teufel ist nicht leicht zu verdienen; oft stellen sie in einiger Entfernung Wachen aus, die durch einen gellen Pfiff die Annäherung der gefürchteten blauen Uniform mit dem Schiff auf den Knöpfen (das pariser Stadtwappen) ankündigen, und in dem großen Menschengedränge sind sie alsdann leicht verschwunden.

Weiterhin steht ein Anderer, ebenfalls an einem kleinen Tischchen, aber der hat nichts von der Polizei zu fürchten und die Präfectur geht ihn nichts an. Er ist ein Künstler, wie er selbst sagt, vom Gouvernement anerkannt und er steht unter dem besondern Schutze des Ministers. Se. Excellenz, so erzählt er uns, habe ihm mehrfache Stellen an den Schreib- und Zeichenschulen angeboten, die er nur deßhalb ausgeschlagen, um sich dem großen Publicum zu erhalten; — dabei ist er wirklich ein wahrer Federkünstler: mit schnellen, sichern und graziösen Zügen zeichnet er auf einen Bogen in weniger als einer Minute die seltsamsten Verschlingungen und Linien, hilft dort mit einigen Grundstrichen nach, macht dort ein paar Punkte oder Striche und das Ding ist fertig: ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der kaiserliche natürlich, „der die Welt erobert hat", oder auch die Vendome-Säule, oder ein Portrait von Heinrich dem Vierten, oder endlich das wohlgetroffene Bildniß Napoleon's des Ersten. Im Gespräche, oft ohne hinzusehen, wirft er mit staunenswerther Leichtigkeit diese Zeichnungen auf's Papier, die er hierauf Jedem anbietet, gratis und bloß für die Ehre, von einem Kenner gewürdigt zu werden. Dabei verkauft er Stahlfedern, die gut und billig sind und versichert treuherzig, daß der Hauptheil seiner Kunst eben in den Federn bestehe, die man nur zu kaufen brauche, um wie er zu zeichnen und zu schreiben; il faut seulement un peu d'exercice, setzt er mit heimlichem Lächeln hinzu. —

Ein College auf der andern Seite des Boulevards bietet laut hundert Franken Demjenigen, der zerbrochenes Porcellan besser wieder zusammenzukitten wisse als er. Fünf Louisd'or, Gott weiß, wo er sie herbekommen, wenn

es überhaupt ächte und nicht falsche sind, liegen vor ihm auf seinem Tischchen und das zieht nicht wenig Gamins und Flaneurs an. „Ich könnte," so erzählt er, denn schwatzen müssen sie Alle, „ich könnte längst ein reicher Mann sein und von meinen Renten leben, wenn ich mein Geheimniß (die Composition des Kittes) der Regierung hätte verkaufen wollen. Der Director der großen Porcellanfabrik von Sevres würde sein halbes Vermögen dafür geben; aber meine Erfinduug würde alsdann nur Wenigen zu Gute kommen, wohingegen sie jetzt ein Gemeingut ist ꝛc. Das Flacon kostet zehn Sous." Dabei wühlt er in einem Haufen buntfarbiger Porcellanscherben umher, sucht hier ein Stückchen und dort eins heraus und wieder eins und setzt und klebt mit seinem Universalkitt ein kleines Tellerchen oder eine Tasse sehr geschickt zusammen, schlägt dann darauf, um die Solidität seiner Composition zu beweisen und versichert uns schließlich, daß er einst einen zerbrochenen Flintenlauf ebenfalls damit wieder reparirt habe, mit dem der Eigenthümer noch heute auf die Jagd gehe. Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen. — Ein anderes Bild:

„Hüten Sie sich, meine Herren vor den Marktschreiern und Windbeuteln, die überall in Paris auf den Boulevards und Straßen umherstehen und die Ihnen allerlei Schund anpreisen als neue Erfindung, oder sonst etwas Außergewöhnliches; es sind fast immer Gauner und Spitzbuben, welche die Leichtgläubigkeit des Publicums mißbrauchen. Ich hingegen, meine Herren " und so schwatzt er noch eine halbe Stunde in einem Athem, ohne abzusetzen, ohne sich je zu versprechen, noch dazu im besten, reinsten Französisch, was ja in Paris alle Welt spricht, vom letzten Gamin bis zum Senator. Er preist uns seine Streichriemen und vorzüglich seine mineralische Composition an, die jedes Messer, und sei es auch noch so stumpf, scharf wie ein Rasirmesser macht. Er bittet sich ein beliebiges Messer aus, man reicht ihm eins, er versucht einen Bindfaden damit durchzuschneiden, oder ein Stückchen Holz zu spalten: unmöglich, trotz aller Anstrengung. Er streicht das Messer nun auf seinem Riemen, ein- und zwei Mal, nimmt als-

dann ein Stück Papier und schneidet daraus, zum Erstaunen der Zuschauer, in weniger als einer Minute, eine zierliche Silhouette, einen Napoleonskopf, oder das Portrait von Lamartine, Dumas oder Beranger, täuschend ähnlich und vortrefflich ausgeführt. Auch theilt er diese Bilder gratis aus, sieht sich aber vorher seine Leute etwas an, denn es ist schon oft vorgekommen, daß ein pfiffiger Gamin sich mehrere davon zu verschaffen wußte, die er dann sofort hundert Schritte weiter an einer andern Straßenecke für zwei Sous feil bot. —

Ist irgendwo ein freier Platz auf den Boulevards, durch zurückliegende Häuser und breitere Trottoirs gebildet, gleich ist er von einem Bänkelsänger, von einem Equilibristen oder auch von einem Taschenspieler in Beschlag genommen; ein großer Kreis bildet sich um den „Künstler", der die Menge erst in gewohnter Weise haranguirt und alsdann seine Kunststücke zeigt. Nach dieser Richtung hin sieht man aber in Paris wenig Neues; auf deutschen Jahrmärkten und Messen findet man dergleichen besser. Für uns ist dabei nur der Umstand interessant, daß ein solches Treiben Tag aus Tag ein und das ganze Jahr hindurch in Paris besteht, als wenn hier eben stets Jahrmarkt und Messe wäre. Wie jener Kleinstädter, als er zum ersten Mal nach Paris kam, an der Ecke des Faubourg Montmartre, allerdings einem der belebtesten Theile der Hauptstadt, stehen blieb, um abzuwarten, „bis sich das Gedränge verlaufen haben würde", so haben auch wir gar oft Fremde gesehen, die auf ihren ersten Spaziergängen durch Paris verwundert ausriefen: „Ist denn heute irgend ein Volksfest, oder sonst etwas Außergewöhnliches? Ueberall gibt es ja etwas zu sehen und überall stehen Tausende, die nichts Anderes zu thun zu haben scheinen, als sich zu amüsiren!"

So ist aber Paris tagtäglich, und weil wir doch ein Mal heute mit dem allgemeinen Strome schwimmen, so wollen wir auch noch etwas weiter flaniren, gleichviel wohin; wir bekommen gewiß etwas Amüsantes zu sehen.

Wir brauchen nur an jenen Kreis zu treten, den ein paar hundert Zuschauer in unserer Nähe gebildet haben, und aus deren Mitte wir nichts als die Worte hören:

„Quarante sous, Messieurs, pas plus; quinze, seize, vingt, il manque encore vingt sous; quarante sous, pas plus!" Von Zeit zu Zeit hört man den klingenden Fall einer Kupfermünze, plötzlich ruft der Künstler; „Halten Sie ein, meine Herren, werfen Sie nichts mehr, es sind schon drei Sous zu viel; ich habe nur vierzig Sous verlangt, und ein Mann ein Wort.

Aber was will er uns denn zum Besten geben für die vierzig Sous? Er ist ein langer, hagerer Patron, verhungert und schäbig; vor ihm steht auf der Erde eine Kiste von Holz; die Kiste ist verhältnißmäßig klein, und doch macht er sich anheischig, in dieselbe hineinzusteigen und darin zu bleiben; man soll sogar den Deckel zumachen und sich daraufsetzen. Impossible! ruft man von allen Seiten, ein Knabe hätte ja kaum in der Kiste Platz, wie viel weniger ein so großer Mann! Der Equilibrist lächelt vornehm und wiederholt einfach: quarante sous, Messieurs, et vous allez voir. Er steigt, da er die verlangte Summe erhalten, nun auch wirklich hinein, macht sich natürlich vorher noch so lang wie irgend möglich, kriecht dann zu einem Knäuel zusammen, der Deckel fliegt zu, ein Gamin springt hinauf: er sitzt wirklich drin, ganz und gar.

Die Geschichte kam einigen Engländern so unglaublich vor, daß sie, als er wieder herausgekrochen war, ungenirt in den Kreis traten, die Kiste von ihrem Platze hoben, um sich zu überzeugen, daß nicht etwa der Boden fehle und ein Loch im Pflaster sei; sie bezahlten darauf ihren Zweifel, denn die Kiste war natürlich unversehrt, sehr großmüthig. Man erzählte uns, daß jener Equilibrist täglich zehn- bis zwölf Mal in ganz Paris herum sein Kunststück macht und somit einen Louisd'or verdient ...... ein französischer Oberst hat kaum so viel.

Treten wir in jenes Kaffeehaus, d. h. setzen wir uns draußen hin in den Schatten der Marquise, wenn nur ein Platz zu bekommen ist. Die großen Kaffeehäuser der Boulevards sind nämlich stets mit Menschen angefüllt, von acht Uhr Morgens bis ein, zwei Uhr nach Mitternacht; wie das zugeht, mag Gott wissen. Auf den innern Boulevards allein zählt man gegen achtzig Cafes, die allesammt

vortreffliche Geschäfte machen. So! Einen Tisch und ein paar Stühle hätten wir glücklich erobert und das Bier ist sehr gut, freilich sechs Mal theuerer als daheim im baierischen Vaterlande, von wo es direct herkommen soll, wie wenigstens mit goldener Schrift über dem Büffet geschrieben steht. Von unsern Tischen aus sehen wir nun das bunte, unendliche Gewühl vor uns, aber wir sitzen kaum fünf Minuten lang, so werden wir auch schon in Contribution gesetzt. Die Blumenmädchen, deren es in Paris Legionen geben muß, denn man sieht sie überall, sind die Ersten. Sie legen, wenn wir sie zurückweisen, ein kleines Bouquet auf unsern Tisch und gehen fort; der Fremde oder der Neuling, der in den Kniffen und Pfiffen der pariser Straßen-Industrie noch unerfahren ist, nimmt vielleicht gedankenlos den Strauß in die Hand, riecht daran und besieht ihn — gleich ist die Kleine wieder da und verlangt ihre zwei Sous, ja sie sagt wohl gar ganz dreist: vous l'avez accepte, Monsieur, il faut le garder. Was will man machen, zumal man von hundert Herren und Damen umgeben ist und man in allen öffentlichen pariser Localen sehr Acht geben muß, sich nicht bemerkbar oder gar lächerlich zu machen.

Ein Mann mit einer Mitleid erweckenden Geberde tritt an unsern Tisch; es ist ein Taubstummer. Er überreicht uns ein kleines gedrucktes Papier, auf welchem wir die Zeichensprache der Taubstummen erklärt finden; „ayez pitie d'un pauvre sourd-muet" steht als Motto obenan. Obwohl wir bereits anfangen, ungehalten zu werden, daß man uns so unausgesetzt beansprucht .... „man kann ja wirklich hier in Paris nicht einmal seinen Schoppen Bier in Ruhe trinken!" ruft Max ärgerlich .... so rührt uns doch die stumme Leidensgestalt mitten in dieser glänzenden, daseinsfreudigen Welt. „Sie haben Recht," sagt mein Freund besänftigt, „geben Sie dem armen Teufel zehn Sous, es ist schrecklich, taubstumm zu sein; danken wir Gott, daß wir es nicht sind." Kaum aber habe ich dem „Unglücklichen" das Geldstück in die Hand gedrückt, so erscheint, wie vom Himmel herabgefallen, auf einmal ein Sergent de Ville, packt unsern Taubstummen sehr unsanft

an und führt ihn ab mit den Worten: „Find' ich dich schon wieder, du Taugenichts?" Wir hören noch recht gut, wie der „Taubstumme" bittet und fleht, ihn doch noch dies Mal laufen zu lassen, aber der Mann mit dem pariser Stadtwappen auf seinen Knöpfen ist unerbittlich. „Welch eine Frechheit!" rief ich entrüstet. „So werde ich alter Pariser auch noch angeführt!" — „Wer weiß," sagte Max „der übergroße Schreck hat ihm vielleicht die Sprache wiedergegeben. Man hat solche Beispiele."

Wir zünden eine zweite Cigarre an und werfen natürlich, wie andere Erdenkinder, gleichgültig den kleinen glimmenden Stummel auf die Erde. Aber in demselben Augenblicke streckt sich schon die gierige Hand eines alten Mannes danach aus und steckt den noch nicht erkalteten in den Sack. Die Cigarrenstummelsammler sind fast immer alte Leute, die diesen elenden Erwerbszweig als ein letztes Mittel gewählt haben, sich vor dem Verhungern zu schützen. Denn auch diese armen Teufel werden regelmäßig zwei Mal täglich hungrig, wie Herr von Rothschild und der Kaiser; sie machen aber weniger Ansprüche und sind schon zufrieden, wenn sie nur ein Mal am Tage etwas zu essen bekommen. Aber sollte man es glauben, daß diese kleinen fortgeworfenen Cigarrenreste an der großen Halle, wie man den pariser Hauptmarkt nennt, einen eigenen Handelsartikel ausmachen, der noch dazu gar nicht so unbedeutend ist? Widerlegen wir zunächst die alberne Behauptung, die man vielfach in Paris und oft von verständigen Leuten hört, daß nämlich jene Tabacksreste wieder in die kaiserliche Fabriken zurückwandern, um auf's neue, natürlich unter einer andern Form, in den Handel zu kommen. Wer nur eine oberflächliche Vorstellung von der Regie eines Regierungsmonopols hat, und vollends von der Tabacksregie in Frankreich, die allein in Paris über achttausend Menschen beschäftigt, Männer, Frauen und Kinder, und die vielleicht die größte derartige Administration der Welt ist, dem wird der Gedanke unwillkürlich ein Lächeln abzwingen, daß die Taback- und Cigarrenreste von der Straße in die kaiserlichen Fabriken zurückgehen sollen, um später wieder debitirt zu werden. Jene Reste wären dabei, wenn auch täglich auf der Halle

vier bis sechs Säcke verkauft werden, buchstäblich ja nur ein Tropfen im Meer. Uebrigens wissen wir auf der andern Seite sehr gut, wer dieselben kauft, und wie sie verwendet werden. Niemand anders als die Kunst- und Gemüsegärtner in und um Paris. Die große, fast zwei Quadratmeilen umfassende Ebene zwischen Paris und St. Denis, die sogenannte Plaine Saint Denis, ist ja nichts als ein einziger, unermeßlicher Küchengarten, dessen Gemüse täglich zur Vertilgung der Erdflöhe und anderer Insekten mit Tabacksjauche begossen werden, und die Raucher der Hauptstadt liefern das nöthige Material zu diesen Besprengungen.

Die zahlreichen Kunstgärtner sind nicht minder starke Consumenten dieses eigenthümlichen Handelsartikels, und manches prächtige Treibhaus auf irgend einem Schlosse an den Ufern der Seine dankt seine Schönheit und Frische zum großen Theil dieser Procedur.

Nur einen flüchtigen Moment (der Gedanke eilt ja noch schneller, als der Dampfwagen) gestatte man mir noch, bevor ich zu meinen industriellen Straßenhelden zurückkehre, und ich verlange auch diesen Moment nur, um die Leserin für die obige unschöne Erzählung zu entschädigen.

Das Schloß Belle-Fontaine liegt in der schönen, fruchtbaren Ebene zwischen Orleans und Blois; die Wälder geben denen von Fontainebleau und Saint-Germain nichts nach, und die überall auftauchenden blauen Seen, mitten in diesem reichen Grün, möchte man wirklich für ein Stück Himmel halten, das von Oben herabgefallen. Doch weiter: wir haben ja nur ein paar Minuten verlangt, und eilen somit an dem hohen gothischen Prachtgebäude vorüber in den Schloßgarten, dessen vielfarbiger, duftender Flor eine Blumenausstellung im Großen ist. Fünfzehnhundert Rosenarten und mehr haben wir selbst dort einst in voller, gleichzeitiger Blüthe gesehen, und überall gingen die weißen Gärtnerburschen umher und begossen das Erdreich, die Stämme und den Rasen, und die Leserin weiß jetzt recht gut, weßhalb das Wasser in den Gießkannen eine so dunkelbraune Farbe hatte. Die Treibhäuser in der Mitte des Gartens stehen offen, und hinter den blitzenden Glasscheiben

glüht und flimmert eine feenhafte Tropenwelt; aber wir gehen dennoch nicht hinein, so gern wir auch möchten, sondern treten schnell in das Orchideenhaus, von dem man uns bereits an der Table d'hote in Orleans als von einem achten Weltwunder erzählt hatte und weshalb wir überhaupt nach Belle-Fontaine gekommen waren. Die Wände des weiten Raumes bilden dunkle Fächerpalmen und noch dunklere Aloepflanzen, und hoch von der Glasdecke herab hängen zu Hunderten — nicht Blumen, sondern leuchtende Schmetterlinge, viele riesengroß, und nie gesehene Vögel mit weit ausgebreiteten Flügeln und Alles in goldener, juwelenglänzender Pracht, und rings berauschende Düfte wie von Ananas und Erdbeeren, Vanille und Orangenblüthen zugleich. . . . Das sind die Orchideen. Auch diese Wunderpflanzen, für deren manche der alte Pescatore (denn Niemand anders als er war der Besitzer von Belle-Fontaine) fünfhundert Franken bezahlt hatte,*) wurden ebenfalls, wenn auch nur in ihrer ersten Jugend, als unscheinbare Wurzeln mit dem genannten Wasser besprengt und gewaschen, manchmal sogar eingeräuchert. — Die höchste Blumenpoesie geht also geschwisterlich Hand in Hand mit jener unsaubern Boulevard-Industrie, deren Namen wir hier nicht einmal wiederholen mögen. Ein seltsamer Contrast, wie so gar Vieles im Leben, und weiter wollten wir auch mit unserer Abschweifung nichts sagen.

Die Procession der ambulanten Straßenkrämer hat unterdessen ihren ungestörten Fortgang genommen. Hier bietet man uns Spazierstöcke an, dort kleine Fächer, ein Anderer drängt sich geheimnißvoll hinzu und zeigt uns ganz

*) Es ist dies gar nicht übertrieben, und Kenner behaupten vielfach, daß das Orchideenhaus in Belle-Fontaine über dreimalhunderttausend Franken werth sei. Ein pariser Blumenmaler wohnte manchmal Monate lang im Schlosse, nur um die Orchideen, sobald sie aufgeblüht waren, zu malen, da die Pflanzen trotz der sorgfältigsten Pflege gar oft abstarben. Pescatore war der einzige und zudem sehr glückliche Rival von Rothschild, freilich nur auf dem unschuldigen Gebiete der Blumenzucht; nach des Erstern Tode kaufte auch der „große Baron“ in der Rue Lafitte den ganzen Orchideennachlaß an, aber selbstverständlich, als guter Financier, weit unter dem Einkaufspreise.

leise unter der Hand einen Operngucker, zierlich und elegant in einem rothseidenen Etui; vous donnerez ce que vous voudrez, setzt er noch leiser hinzu, ein augenscheinlicher Beweis, daß er das Ding irgendwo gestohlen oder „gefunden" hat, wie die pariser und auch wohl andere Gauner sofort sagen, wenn sie Rede und Antwort stehen müssen. Auch Messer und Scheeren, Bürsten, Seife, Parfums und hundert sonstige kleine Toilettegegenstände werden uns im Fluge angeboten und zwar stets zu erstaunlich niedrigen Preisen, so daß es wirklich nicht zu verdenken ist, wenn man sich ganz eigenthümliche Ideen über die Art und Weise macht, wie jene Händler zu all' den tausenderlei Sachen gekommen sein mögen. Doch für uns, die wir nur das Originelle aufsuchen und erzählen wollen (wir würden ja sonst in Ewigkeit nicht fertig), ist dieser Theil der Straßen-Industrie von untergeordnetem Interesse und wir gehen lieber auf die Quais, wo es andere Dinge zu sehen gibt.

Zuerst der Kieselsteinmann, l'homme aux cailloux, der sich schon Jahre lang in Paris zeigt und dessen Geheimniß bis jetzt noch Niemand zu entdecken gewußt hat. Dabei macht er vortreffliche Geschäfte, und noch kürzlich haben wir ihn im Franconi'schen Circus gesehen, d. h. unter den Zuschauern und ganz elegant gekleidet, mit Hut und Handschuhen. Wenn er seine Vorstellungen gibt, trägt er übrigens eine Blouse. Er sitzt auf einem kleinen Schemel und hat vor sich einen gewaltigen Quaderstein und um sich herum natürlich die obligaten hundert Zuschauer. Aus einem Sacke nimmt er einen Kiesel heraus, reichlich so groß wie seine Faust, mit der er ihn zerschlagen will. So sagt er wenigstens und bietet Wetten an, auf die Niemand eingeht, und verlangt endlich quarante sous, die denn auch nach und nach zusammenkommen. Während dieser Zeit reicht er den Kiesel zur Besichtigung umher: es ist ein gewöhnlicher glatter, runder, grauer Silex, an dem nichts Besonderes zu sehen ist, so daß die Behauptung, er sei schon einmal mit dem Hammer zerschlagen und geschickt wieder zusammen geleimt, durchaus nicht stichhaltig ist. Unser Mann nimmt darauf den Kiesel .... eine schnelle

Verwechselung ist ebenfalls unmöglich, da ein paar hundert Augen auf ihn gerichtet sind und alle seine Bewegungen bewachen, ... legt ihn auf den großen Stein, wendet und dreht ihn nach allen Richtungen, bis er ihm bequem liegt, hebt die Hand, besinnt sich, wischt sich die Stirn, schüttelt den Kopf, als hätt' er doch wohl zu viel versprochen (all' dieser Hokus-pokus gehört dazu), mittlerweile fallen noch ein paar mitleidige Sous — da, auf ein Mal, ein derber Faustschlag und der Kiesel liegt in hundert Stücken zertrümmert vor ihm. Wer ein Stück erhaschen kann, nimmt es zu einer nochmaligen Untersuchung, die aber nichts erklärt. Der Kieselmann selbst ist aufgestanden, zündet sich eine Cigarette an, lehnt sich mit ihr manierlich über die Granitbrüstung des Quais, raucht und kümmert sich um nichts. Die Menge verläuft sich, aber nach einer halben Stunde hat sich bereits ein neuer Haufen Schaulustiger eingefunden und die Vorstellung beginnt wieder. Wie die Sache eigentlich zusammenhängt, ob sie sich wirklich so verhält, wie sie sich ansieht, oder ob Betrug mit unterläuft und was für einer, das alles haben wir nie in Erfahrung bringen können. —

Wir sind nicht weit von der Morgue, diesem ernsten memento mori mitten in dem lauten, leichtfertigen, genußsüchtigen Paris, und seltsam! auf dem freien Platze vor dem Trauer- und Todtenhause sieht man das albernste und lächerlichste Schauspiel von der Welt: einen grimassier, zu deutsch Fratzenschneider. Der Pere Rigolo hat einen großen Ruf; seine Fratzen sind im pariser Volke längst sprichwörtlich geworden und er hat nirgends seines Gleichen. Wie er dasteht,

„mit bunten Lappen ausstaffirt,
„sein ehrlich Antlitz roth beschmiert,“

so haben wir ihn schon vor zehn Jahren gesehen. Doch das sagt nichts, denn alte Leute haben uns versichert, daß sie ihn seit länger als dreißig Jahren kennen und daß er bereits unter Carl X. dort gestanden, mit derselben lichtgelben Flachsperrücke, dem rothen Rocke mit den langen Schößen, breiten Aufschlägen und Stahlknöpfen, und mit der fast bis an die Knie reichenden seidenen Weste, auf der

ein ganzes Vogelcabinet gestickt ist. Nur selten verläßt der Pere Rigolo seinen Standplatz und zeigt sich auf den Boulevards, aber wenn er es thut, so entsteht jedes Mal eine große Bewegung im Publicum, denn alle Welt kennt ihn und kein pariser Gamin läßt die Gelegenheit vorübergehen, ihm guten Tag zu sagen. Der Alte ist redselig und freundlich und scheint auch ganz vernünftg zu sprechen, trotz seiner Narrentracht. Aber plötzlich hält er inne, stülpt seinen dreieckigen Hut, der aus der großen Revolution datirt, verkehrt auf den Kopf, reißt das Maul (denn Mund kann man wirklich nicht sagen) zwei Handbreit weit auf, verdreht die Augen zu zwei schielenden Punkten, steckt seine fußlange Zunge heraus — ein Ruck und Alles ist verschwunden, und wir sehen ein kugelrundes, bausbackiges Gesicht vor uns, fast ohne Mund und Nase, aber mit tellergroßen und glotzenden Augen ꝛc. — Die Menge lacht über das klägliche, unschöne Schauspiel und klatscht ihm Beifall, je wilder und toller er sich geberdet. Armer Rigolo! Dann legt er auf ein Mal sein Gesicht in ehrbare Falten und sieht wieder menschlich aus, greift in die Tasche und zieht kleine versiegelte Papierchen hervor, die er mit süßlichem Lächeln den „Damen“ der Gesellschaft anbietet und ihnen zugleich dabei etwas in's Ohr flüstert, was sie gern zu hören scheinen, denn sie lachen, behalten das Papier und geben gern ihre zwei oder vier Sous, je nachdem die Consultation lang oder kurz war. Also auch eine individuelle Existenz, ein Mikrokosmos in dem großen, chaotischen pariser Treiben, dieser Rigolo, wenngleich Leibnitz wohl Mühe gehabt haben würde, auch auf ihn seine Lehre von der vorausbestimmten Harmonie in Anwendung zu bringen. Und merkwürdig, wie bei dem Grimassier von der Morgue auch sonst die grellsten Gegensätze einander nahe liegen und sich berühren! Comme les extremes se touchent! so sehr, daß ich die Versicherung hinzufügen muß, daß die folgende kleine Notiz über den Pere Rigolo auch wirklich wahr ist.

Es war im vorigen Winter und zwar ein ächter pariser Wintermorgen: Regen und Schnee und grenzenloser Schmutz. Wir kamen aus einer Vorlesung im College de France und warteten auf der Omnibusstation hinter dem

Hotel Dieu, um wieder in unser Quartier zu gelangen. Nun kann man Morgens keine zehn Minuten auf der Wasserseite des genannten Hospitals verweilen, ohne nicht drei, vier und mehr Leichenzüge zu sehen; Leichenzüge, du lieber Gott, ist freilich nicht das rechte Wort, denn nur die Armen werden von dort nach dem Pere-Lachaise gefahren; ein kahler, schwarzer Wagen, ein schwarzes Tuch schnell über den Sarg geworfen, der nach seiner Nummer aufgerufen, abgeliefert und einregistirt wird .... das ist Alles. So auch an jenem Morgen. Hinter einem der Särge ging allein und als einziger Leidtragender ein alter Mann, kümmerlich schwarz gekleidet, einen abgetragenen Hut in der einen und einen weißen Kranz in der andern Hand, einen von jenen Kränzen aus weißem Papier, die vier Sous kosten und die in Paris unter dem Namen couronne du pauvre bekannt sind. Der alte Mann weinte und sah sich schüchtern um, ob ihn Jemand erkenne, als hätte er sich seiner Thränen und seiner Trauer zu schämen. Aber kein Mensch bekümmerte sich um ihn; der Wagen fuhr fort durch Dick und Dünn, und der alte Mann schritt hinterher im Regen und Wind, ohne Schirm und dabei stets den Hut und den Kranz in den Händen. Es war der Pere Rigolo, wir erkannten ihn sofort; er begrub seine einzige Tochter, wie uns einer der Unterbeamten, noch dazu ziemlich höflich, also völlig gegen die Gewohnheit, sagte.

Den ganzen Tag über wollte mir der Pere Rigolo und die Beerdigung nicht aus dem Sinne; aber schon drei Tage später sah ich den Alten wieder auf seinem bekannten Platze vor der Morgue; er schnitt Gesichter und Fratzen wie gewöhnlich. Der arme Mann! —

Doch dieses Bild war ein trauriges. Sehen wir uns lieber eines an, das nur traurig aussieht! Ein kleiner Bursche steht jammernd und klagend an einer Straßenecke, natürlich auf einem der belebtesten Boulevards, und schaut verzweifelnd in das Gitter, das hier wie an allen Ecken über den Abzugsgräben der Rinnsteine liegt. Der arme Junge hat offenbar etwas verloren; in wenig Minuten umgibt ihn ein halbes Hundert Neugieriger, und wir erfahren die traurige Geschichte. Sein Vater, ein harter, stren-

ger Mann (oft ist es auch eine „kranke Mutter") hat ihn mit einem Fünffrankenstück zum Bäcker geschickt; hier an der Ecke wird er im Gedränge vom Trottoir gestoßen, er fällt und verliert im Fallen den Thaler, der durch das Gitter gleitet und mithin unwiederbringlich verloren ist. Ist dies nicht eine traurige Geschichte? Spielt der Kleine seine Rolle gut, so heult und schreit er und rauft sich die Haare, schwört dabei, er wage sich nicht wieder nach Hause, aus Furcht vor seinem Vater, der ihn todtschlagen werde, oder weil seine kranke Mutter nun nichts zu essen habe, denn es sei ihr letzter Thaler, lieber werfe er sich in die Seine, und was der Jammerdinge noch mehr sind. Schon greift ein mitleidiger Herr in die Tasche und gibt ihm ein Zehnsousstück, Andere folgen dem großmüthigen Beispiele, und der verlorene Thaler kommt auf diese Weise leicht zusammen. Das Ganze ist aber nur eine Gaunercomödie, die in der Regel zwei, drei zusammen spielen, und hundert Schritte weiter lauert der Cumpan auf den günstigen Ausgang der Scene. Mischt sich, was auch geschieht, die Polizei hinein, so erscheint der „Vater" selbst und bekräftigt die Aussage seines Sohnes; oft läuft das Unglückskind beim Erscheinen eines Stadtsergenten eilig davon. Die Pariser kennen diese schlechten Streiche sehr gut, aber das verhindert sie nicht, sich immer wieder von neuem anführen zu lassen; vorzugsweise sind es jedoch die Fremden, auf deren Beutel die Industrieritter, groß und klein, speculiren.

So sah man vor Jahren im Quartier latin einen Mann von Hotel zu Hotel ziehen, der an alle Thüren klopfte und um ein Almosen bat, „damit er seinen einzigen Sohn, der gestern gestorben sei, begraben könne." Auch an unsere Thüre klopfte er damals, und wir ließen uns anführen, wie hundert Andere. Zudem war es ein Deutscher, mithin ein Landsmann — ein doppelter Grund, ihn nicht hart zurückzuweisen.

Der Mann, obwohl er eine Blouse trug, sah durchaus anständig und ehrbar aus; er weinte dabei seine hellen Thränen, erzählte die Krankheits- und Leidensgeschichte seines Sohnes umständlich und in erschütternder Weise und zeigte schließlich eine Summe von etwa zwanzig Franken, die er

bereits zusammengebracht, aber er mußte fünfunddreißig haben, denn so viel kostete das Begräbniß. Wir gaben ihm außer unserm Beitrage noch eine Empfehlung an einen Priester der deutschen Zweigmission im Pantheon, was der Gauner (denn das war er) auf das Erfolgreichste ausbeutete. Einige Tage später sprach ich an unserer Table d'hote zufällig von dem „armen Landsmanne;" aber da kam ich schön an! Die Meisten kannten ihn und hatten sich ebenfalls von ihm mystificiren lassen. Einer hatte ihm schon vor Jahr und Tag seinen Beitrag für die imaginairen Begräbnißkosten gegeben, ein Anderer erst vor einigen Wochen. Dr. B., bei dem er schon im letzten Winter angeklopft und dem er, ohne ihn wieder zu erkennen, seine Leidensgeschichte zum zweiten Mal erzählen wollte, nahm ihn einfach beim Kragen und warf ihn zur Thüre hinaus.

Doch dieser Gauner gehört eigentlich schon nicht mehr in die Kategorie der pariser Straßen-Industrieritter, da er die Leute in den Häusern aufsucht und mithin gefährlicher wird. Auch hat auf ihn und seines Gleichen die Polizei ein weit strengeres Augenmerk, und die police correctionnelle ist unerbittlich, wenn ihr einer von jenen Flausenmachern in die Hände fällt. Wir geben ihnen damit noch einen feinen, toleranten Namen, denn in der Regel sind es Diebe oder sonst Verbrecher der schlimmsten Sorte. Es sind sogar Fälle vorgekommen, wo Priester und barmherzige Schwestern (d. h. Gauner und Gaunerinnen in dieser Verkleidung) in die ersten pariser Häuser gingen, von Straße zu Straße, von Quartier zu Quartier und zu irgend einem, natürlich fingirten, mildthätigen Zwecke Beiträge sammelten, dieselben mit den Namen der Geber in große Listen einschrieben, gedruckte Quittungen gaben und für den Empfang größerer Summen sogar einen bekannten Banquier der Hauptstadt bezeichneten — und diese großartige Prellerei Monate lang und ganz frei am hellen Tage trieben, ohne entdeckt zu werden. So beutete vor drei Jahren ein Abbe Lecoeur mit seiner Schwester, einer Carmeliterin, Beide von dem Bischofe ihrer Diöcese empfohlen, das Faubourg Saint-Germain aus und zwar für einen Kirchenbau in Cavados. Die ersten Namen der pariser hohen

Gesellschaft standen auf der Liste und die gezeichneten und auch einzezahlten Beiträge betrugen weit über hunderttausend Franken. .... Der saubere Abbe und seine noch saubere Schwester wohnten dabei als „vornehme Ausländer" im Hotel du Louvre und gaben ihre kleinen Soupers a la regence in der Maison doree. Und was die Hauptsache und auch das Schlimmste ist: als endlich die Polizei Wind bekam und Jagd machte auf das barmherzige Geschwisterpaar, war dasselbe verschwunden, Gott weiß, wohin. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört, welcher letztere Umstand die mit Recht so gerühmte pariser Sicherheitspolizei nicht wenig geärgert hat. —

Vor allem dürfen wir den Autographensammler an der Pointe-Saint-Eustache nicht vergessen: es ist wirklich ein origineller Mann und dabei seine Industrie ganz neu. Ob freilich seine Autographen berühmter Männer alle authentisch und ächt sind, ist eine andere Frage, oder es unterliegt dies vielmehr keiner Frage, denn sie sind entschieden unächt. Aber was macht das? Wir kaufen sie ja doch nicht, und könnten sie ja auch gar nicht kaufen, denn ihre Preise sind enorm; wir wollen sie nur besehen, und dies Vergnügen haben wir für einen Sou. Hier der Brief Santerre's an den National-Convent, in welchem er anzeigt, daß alle Vorbereitungen für die Hinrichtung des „Capet, ci-devant roi de France" getroffen sind (die Greuelscenen aus der ersten Revolution behaupten noch stets ihre alte Anziehungskraft); dort ein Brief Louis Philippe's, in welchem er als Schulmeister in der Schweiz seinen Hauswirth wegen der schuldigen Miethe um Nachsicht bittet und auf „bessere Zeiten" vertröstet; in einem andern Kasten der bekannte Zettel von Talma, auf welchen der große Künstler die Worte geschrieben: Laissez entrer Monsieur Bonaparte dans ma loge"; auch Verse von Beranger und Lamartine, Briefe von Voltaire und Rousseau, ein „Liebesbrief" von der Rachel und hundert ähnliche Raritäten.

Die meisten Zuschauer wissen sehr gut, daß das Ganze nichts als eine lustige Mystification ist; aber sie hören trotzdem ehrbar zu, wenn der Patron versichert, mit allen Celebritäten des Tages bekannt zu sein, und dann erzählt, wie

sein Vater als Intimus von Talleyrand mit allen bedeutenden Personen des ersten Kaiserreichs befreundet gewesen ꝛc. Leider können wir uns nicht länger bei dem Wundermanne aufhalten; wir verlassen ihn gerade in dem Augenblicke, wo er seinen Zuhörern einen „Originalbrief" Garibaldi's vorliest, in welchem der große Volksbefreier die Königskrone von Neapel ausschlägt .... ein Stadtsergent steht nahe genug um den Unsinn zu hören; aber er läßt ihn ruhig geschehen und stört den Redner nicht, der übrigens auch klug genug ist, sofort ein Facsimile des „großen Kaisers" zu zeigen. —

Mit einbrechender Dunkelheit sieht man andere Industrielle, die sich eben nur Abends produciren können. Dort sitzt in einem dunkeln Thorwege ein armer Teufel und läßt beim Scheine einer kleinen Kerze bunte Gliederpuppen zwischen seinen Beinen tanzen; das ausgespannte Pferdehaar, an welchem die Figuren befestigt sind, sieht man nicht, so wenig wie die übrigen Fäden an Händen und Füßen; die Täuschung ist vollkommen und der Platz um den Künstler wird namentlich von Kindern nie leer.

Auf der andern Seite des Boulevard zeigt eine arme Frau Schattenbilder an einer Mauer, auf die von dem prächtig erleuchtenden Magazin gegenüber helles Licht fällt; die Bilder sind zunächst die Portraits bekannter Persönlichkeiten, aber außerdem auch die Monumente der Hauptstadt, die Kirchen, das Louvre ꝛc. Die Sachen sind hübsch zu sehen, aber die arme Frau sieht gar zu unglücklich und kümmerlich aus. Zwei Sous, und wir gehen vorüber.

Ueberall auf den Trottoirs kleine brennende Kerzen und überall etwas zu sehen und zu hören, fast immer dasselbe doch immer etwas Neues. Kommt Einer und stellt sich mitten in den Weg, setzt seinen Hut vorsichtig und mysteriös auf den Boden, ein Licht daneben und beginnt alsdann seine pathetische Rede, die wir allerdings nur unvollkommen wiedergeben können, obwohl sie bei der ganzen Geschichte die Hauptsache ist. Es handelt sich nämlich darum, das Publicum neugierig zu machen auf das, was unter dem Hute verborgen ist. Nie, so lange Paris steht, ruft er aus, hat man so etwas gesehen, so schön, so billig, so merkwürdig.

Die größten Gelehrten sind sich nicht einig, das Wunder zu erklären &c. Dabei bleibt der Hut immer auf demselben Platz, manchmal macht der Redner Miene, ihn aufzuheben und den seltenen Schatz zu zeigen, aber er besinnt sich und fängt sein Geschwätz von neuem an. Das dauert eine gute Viertelstunde und länger, je nach der Ungeduld einzelner Zuhörer, die ihm endlich ein paar Sous hinwerfen, damit er seinen Hut aufdecke. Was alsdann zum Vorschein kommt, ist natürlich nicht der Mühe und der Rede werth: eine „goldene" Uhrkette zu vier Sous, kleine goldene Ringe mit „ächten" Steinen zu zwei Sous, oder sonst etwas Derartiges. Manche gehen alsdann ärgerlich davon und schelten auf den Schwadroneur und Windbeutel, der vielleicht noch nicht gefrühstückt hat, obwohl es neun Uhr Abends ist. „Unser täglich Brod gib uns heute!" —

Vor allen Kaffeehäusern ist um diese Stunde kaum ein Plätzchen zu haben, und war die Procession der Industrieritter beiderlei Geschlechts schon am Tage groß, so wächst sie bei Nacht um das Doppelte und Dreifache. Equilibristen und wandernde Musikanten in erster Reihe, und was für Künstler! In der Regel kleine Kinder, die sich schnell auf den Kopf stellen, mit den Beinen zappeln, uns um einen Sou bitten und weiter laufen; andere bleiben mit ihrer Violine einen Augenblick vor uns stehen, entreißen dem Instrumente ein paar Jammertöne und uns eine Gabe, wenn wir nämlich noch nicht die Lust zu geben verloren haben, und machen sich ebenfalls eilig aus dem Staube, Alle aus Furcht vor den Stadt-Sergenten, die sie als unbefugte Bettler sofort arretiren Wie gesagt, sechs-, achtjährige Kinder, oft, trotz ihrer Lumpen und schmutzigen Hände, von intellegentem Aussehen, die kleinen Mädchen nicht selten allerliebst, wenn auch bereits welk und verkümmert, physisch wie moralisch. O, der ernste Statistiker, oder gar der Philosoph wende nur den Blick ab von diesen Geschöpfen, und hänge nur seinen Gedanken nicht nach über ihre Gegenwart und vollends nicht über ihre Zukunft, will er sich anders nicht in ein unendliches Chaos der trübseligsten Bilder verlieren! Das ist die dunkle Schatten- und Nachtseite des äußerlich so amüsanten Bildes, wie wir

dasselbe dem Leser vorführen; er liest diese Blätter beim Thee oder bei der Cigarre und ruft wohl gar, um uns ein Compliment zu machen, am Schlusse der Lectüre ganz zufrieden aus: „Es ist doch wirklich interessant, dies Paris! Im nächsten Jahre reise ich entschieden hinüber."

Aber trotz dieser günstigen Selbstkritik unserer Arbeit sind wir mit unserer Schilderung noch nicht zu Ende: ja der Schluß scheint uns interessant genug, um ihn nicht auszulassen. Wir haben nämlich die letzte, die allerletzte Sorte der pariser Straßen Industrieritter noch nicht vorgeführt, die eigentlichen Proletarier unter diesen armen Teufeln, oder, wenn man lieber will, die Parias unter diesen Proletariern.

Die bis jetzt von uns geschilderten Industrieritter, groß und klein, hatten doch sämmtlich mehr oder weniger ein materielles Etwas, um nicht Besitzthum zu sagen, was ihnen zu dem täglichen Sou oder Franken verhalf; einen fonds de commerce, wie man es hier in Paris nennt. Der Leser findet es gewiß spaßhaft, dies ernste große Wort auf so leichte kleine Verhältnisse angewandt zu sehen; aber er vergißt nur, daß hier eben Alles, auch das Geringste, einen pomphaften, vornehmen Namen trägt. Was übrigens ein fond de commerce in Bezug auf die pariser Straßen-Industrie bedeutet, ersieht man am besten aus der folgenden kleinen Geschichte, die wir um so mehr verbürgen können, als sie uns selbst passirt ist.

Im Fauburg St. Denis, nicht weit von unserm Hause, stand im vorigen Herbste fast allabendlich unter einem Thorwege ein armes zerlumptes Weib, wie man deren Hunderte in allen Quartieren sieht. Diese Unglücklichen bitten kaum um ein Almosen; sie stehen da in ihrer Leidensgestalt, ein jammervolles Memento, und wenn der Vorübergehende sie nur bemerkt, so haben sie auch Hoffnung, einen Sou zu bekommen, denn sie sehen gar zu elend aus. Eines Abends aber redete mich jene Frau an und bat mich um einige Suppen- und Brodzettel für irgend ein Bureau des St. Vincent de Paul-Vereins, der seine segensreiche Wirksamkeit längst über die ganze Hauptstadt ausgebreitet hat.

Die Leidensgeschichte der armen Frau war übrigens so

gewöhnlich, daß sie sich nicht der Mittheilung verlohnt. „Wenn ich nur einen fonds de commerce hätte," rief sie schließlich aus, „so wäre mir gleich geholfen."

„Wie so?" fragte ich. „Einen fonds de commerce; um irgend ein Geschäft anzufangen, nicht wahr? Ja, lieber Gott, das glaube ich gern, aber dazu gehört Geld, ein Capital."

Sie lächelte schmerzlich: „Nicht mehr Geld, als Sie vielleicht an einem Theater-Abend oder für ein Souper ausgeben, schöner Herr, nicht mehr."

Ich erschrack, obwohl mich, Gottlob! der frivole Vorwurf nicht traf; aber diesen Unglücklichen muß man Alles verzeihen: sie haben den grenzenlosesten, raffinirtesten Luxus tagtäglich vor Augen und fühlen ihr eigenes eben so grenzenloses Elend nur um so tiefer. .... Die Geschichte des hungrigen Bettelmannes, dem eine lustige Gesellschaft in der Maison doree eine Handvoll Champagnerpropfen als Almosen gab .... genug, ich verzieh der armen Frau ihr hartes Wort gern und fragte weiter.

„Fünf und zwanzig Franken genügen," sagte sie „damit habe ich Alles, was nöthig ist, um mein Geschäft anzufangen."

„Fünf und zwanzig Franken als „Geschäftsfond"! Und wie denn das?"

Um es kurz zu machen, die Sache war so: Für die genannte Summe konnte die Frau eine kleine Fruchthöckerei unter einem Thorwege kaufen, und zwar von einer andern alten Frau, die sich „von den Geschäften zurückziehen" wollte, und damit den Grund legen zu einem täglichen Verdienst von zwei und drei Franken; ihr „Geschäft" vielleicht außerdem mit der Zeit erweitern, jedenfalls sich aber dadurch vor dem Verhungern schützen. Und dies geschah denn auch, und jetzt ist die Frau „etablirt" und ganz zufrieden.

Einen solchen Fonds hat also, wie gesagt, mehr oder weniger Jeder, der zur Straßen-Industrie gehört; nur die allerletzte Sorte, von der wir hier reden wollen, besitzt auch diesen Fond nicht einmal und hat gar nichts, als sich selbst und die Hoffnung auf irgend eine günstige Gelegenheit, ein

paar Sous zu verdienen. Wahre Kinder des Zufalls, kann auch nur der Zufall ihnen die gebratene Taube in der Gestalt eines Zwei- oder Viersousstücks zuführen: aber er thut es auch und in hundertfacher Weise, denn Gott verläßt die Seinen nicht. „Unser täglich Brod gib uns heute!“

So wie einer von den tausend Wagen, die von früh bis spät auf den innern Boulevards hin- und herrollen, anhält .... gleich eilt ein Gamin hinzu, öffnet den Schlag, hilft der Dame ganz manierlich beim Aussteigen und hat sein Trinkgeld verdient. Oder man wünscht einen Wagen, hat aber eine Dame am Arme, kann also nicht quer über die wildbelebte, lärmende Chaussee laufen, um einen leeren Fiaker anzuhalten ... flink ist unser Gamin wieder da, springt fort in den ersten besten Wagen hinein und läßt vorfahren, händigt uns auch die Nummer des Kutschers ein und hat sich vermuthlich von diesem ebenfalls ein kleines Trinkgeld geben lassen. Hunderte von Gamins (wir behalten das französische Wort bei, denn es ist charakteristisch) warten allerdings auf allen Boulevards auf diese Wagengelegenheiten, aber dieselben bieten sich auch hundertfach in einer Stunde.

Die Stühle auf den vornehmen Boulevards sind an schönen Nachmittagen, obwohl deren viele Tausende überall stehen, fast sämmtlich besetzt; man sucht vergebens einen leeren Platz, und zwar mehr für seine Dame, als für sich selbst. Umsonst: ein Königreich für einen Stuhl! Ein sauberer Bursche bietet uns sofort zwei an, pour Madame et pour Monsieur, er hat sie auf sein Risico genommen und jeden mit zwei Sous bezahlt, wir geben ihm la piece blanche, denn das obige Wort Königreich, wie wir in Verzweiflung ausriefen, sollte zehn Sous bedeuten.

Zu dem folgenden Spitzbubenstreiche gehören zwei Gamins, aber die finden sich leicht, denn Gleich und Gleich gesellt sich auch in Paris gern, wie bei uns zu Hause.

Kommt ein feiner Herr gegangen, der froh ist, aus dem schmutzigen Macadam auf's saubere Trottoir zu gelangen (der Macadam der Boulevards ist nämlich stets schmutzig: bei schlechtem Wetter vom Regen und bei gutem von dem

gesprengten Wasser, ein millionen Mal gerügter Uebelstand, dem aber bis dato nicht abgeholfen ist). .... Der feine Herr schreitet behutsam über die breite Gosse; da — wenn man ein Unglück haben soll! tri t ihm ein Esel von Gamin auf den Spazierstock, und der Stock fällt gerade in den Dr. .., wie Göthe in seinem Schneiderliede schreibt. Sofort springt aber ein anderer Gamin (der Helfershelfer!) herbei, holt den Stock aus dem Schmutz, wischt ihn sorgfältig ab und überreicht ihm den Gentleman, der froh ist, bei dem „Unglück" wenigstens seine neuen Handschuhe gespart zu haben. Der Liebesdienst ist schon seine paar Sous werth.

Der Leser glaube nur nicht, daß wir dergleichen Geschichten erfinden; noch ganz kürzlich wurde ein solcher Fall vor dem Polizeigerichte verhandelt. Ein Sergent de Ville hatte nämlich zwei Gamins bei diesem Streich beobachtet, den sie in etwa einer Stunde nicht weniger als fünf Mal gespielt, und sie darauf arretirt. Que voulez-vous, sagte der Eine von ihnen zum Präsidenten, les temps sont si mauvais et on invente toutes sortes de choses quand on a faim et quand on veut rester honnete. Der Schluß ist namentlich charakteristisch; auch wurden die Burschen nach einer derben Vermahnung frei gelassen.

Als wenn diese Schlingel nicht arbeiten könnten! ruft ärgerlich Dr. B., mein Terrassennachbar und böser Geist. Man sollte wirklich dergleichen Geschichten gar nicht von der scherzhaften Seite schildern, um ihnen nicht Vorschub zu leisten.

Recht hat der Doctor und auch nicht; aber der pariser Gamin ist einmal ein Taugenichts, und wenn er arbeitete, wie andere ehrliche Leute, so wäre eben die Hauptstadt der Welt um einen ihrer interessantesten Typen ärmer. Zudem ist es gar nicht so schlimm mit den Gamins, die fast sämmtlich, eben weil sie nichts Besseres zu thun wissen, mit dem siebenzehnten Jahre als Freiwillige in den Militärdienst treten und sehr gute Soldaten werden.

Die Schwefelhölzer, richtiger die Zündhölzer (um wieder auf unser Capitel zu kommen) sind doch gewiß billig; auf allen Tischen vor den Kaffeehäusern liegen sie umher

und der Vorübergehende nimmt ungenirt eins, um seine Cigarre anzuzünden. Eh bien, wer sollte es glauben, daß ein solches Zündhölzchen per Stück einen Sou und gar zwei Sous werth sein kann? Freilich unter Umständen und zwar unter folgenden. Kaum ist der Vorhang im Theater, gleichviel in welchem, gefallen, so eilt alle Welt in's Freie, um während des Zwischenactes zweierlei zu schöpfen: Luft, nach der erstickenden Hitze des Saales, und Kraft, den folgenden Act ohne Lebensgefahr zu bestehen. Man lächle nur über diesen superlativen Ausdruck; aber die pariser Theater, vorzüglich im Sommer, sind wahre Backöfen, im Großen wenn man will, aber doch Backöfen. Der „Prise de Pekin" z. B., nach der chinesischen Expedition das berühmteste pariser Spektakelstück, von Anfang bis zu Ende beizuwohnen, ist eine Herculesarbeit, der wahrlich nicht Jeder gewachsen ist. Genug, Alles eilt in's Freie, und welch einen Genuß alsdann eine Cigarette bieten kann, (eine Cigarre würde zu lange währen) das weiß jeder Raucher. Nur schnell Feuer bekommen, was im Gedränge nicht leicht ist. Da präsentirt sich ein Gamin und reicht uns ein brennendes Zündhölzchen, und wir geben ihm gern einen Sou für diesen Liebesdienst, und wenn wir nur Zwei-Sous-Stücke in der Tasche haben, so lassen wir ihm großmüthig die ganze „Summe". —

Die Haupt-Omnibusstationen in Paris sind stets von Passagieren umdrängt; an Sonntagen zumal kann man bequem eine Stunde warten, bis man einen Platz bekommt. Es geht übrigens Alles sehr ordentlich her, die Aufseher geben Nummern aus und Jeder wartet ruhig und ohne Murren, bis seine Nummer ausgerufen wird. Die Herren ziehen überdem die Plätze oben im Freien auf dem Imperial vor; es sind aber deren immer nur zwölf auf jedem Wagen, die nur (nur!) alle fünf Minuten abfahren. Wer also Nummer 75 oder 94 hat, kann sehr gut Schiller's „Resignation" nicht allein lesen, sondern auch auswendig lernen, bis die Reihe an ihn kommt. Immer aber findet man Gamins, die uns still und unter der Hand ihre Nummer anbieten, Numero 5 oder 7 oder 11, die sie, wie jener oben die Stühle auf dem Boulevard, auf eigenes Risico genom-

men haben. Wir geben ihm gern den doppelten Preis, sechs Sous statt drei, nur um schnell fort zu kommen. Sind nicht sechs Sous noch immer sehr billig, wenn man dafür von Palais Royal nach Passy fahren kann? Ueber zwei Meilen! Manchmal verlangen sie freilich mehr für ihre Nummer, aber viel Lärm dürfen sie auch nicht machen, denn wenn ein Aufseher sie attrapirt, obwohl diese den kleinen Handel sehr gut kennen, so läßt er sie arretiren. So lautet wenigstens sein Reglement, aber er drückt mitleidig ein Auge zu. „Unser täglich Brod gib uns heute!" —

Bis hinein in die Kirchen erstreckt sich diese Schmuggelei mit den Plätzen, und jedes Mal, wenn ein berühmter Redner sich hören läßt, kann man sicher sein, am Eingange der Kirche angeredet zu werden: „Monsieur desire une bonne place? en face du predicateur, tout pres de la chaire" rc. Man kann schon einen Franken und auch zwei daran wenden, um einen Dupanloup, Lacordaire, Ravignan, oder P. Felix zu hören, ein Fremder vorzüglich, der nur einige Wochen in Paris bleibt. Unser Platzverkäufer gibt uns eine Nummer, mit der wir leicht in der Kirche unsern Stuhl finden, von welchem sich sofort still ein Anderer, sein Cumpan, erhebt, der ihn bis dahin besetzt hielt. Es ist dies allerdings ein Mißbrauch, fast eine Profanation des heiligen Ortes. Die Sache kam auch im vorigen Winter in einigen Zeitungen bei Gelegenheit der Fastenpredigten des P. Felix in Notre-Dame zur Sprache, wo man sich schon am 10 Uhr, also drei Stunden vorher in die Kirche drängte, um einen Platz zu bekommen. Aber da antwortete ein Anderer sehr richtig, daß dies noch immer kein so großes Aergerniß sei, als die Manier der hohen Damen aus dem Faubourg Saint-Germain, die einen ihrer Livree-Bedienten hinschicken, um einen Platz zu besetzen, oder gar .... einen ihrer „Courmacher". Da war denn allerdings nichts mehr zu sagen.

Noch ein Wort über die sogenannten „suiveurs" eine Industrie, welche die demi–monde aufgebracht hat, auch Etwas, das wir vom Standpunkte der Moralität nicht gut heißen können .... aber wir berichten ja nur, wie's hier in Paris zugeht, Licht und Schattenseiten, wie es kommt;

denn nur auf diese Weise lernt man das Leben und Treiben des Volkes kennen.

Wir sitzen in den Champs-Elysees und plaudern und lassen die bunten Equipagen mit ihrem noch buntern Inhalte an uns vorüberfahren. In einem offenen Coupe a la Daumont, grün mit Silber und amaranthenen Schleifen, erscheint eine schöne Dame .... Scherz bei Seite, wirklich eine schöne Dame, von großer Destinction, und unwillkürlich sage ich zu meinem Nachbar: „Mais regardez donc cette belle femme!" In demselben Moment, wie ein deus ex machina, biegt sich mir ein Bursche über die Schulter und flüstert mir geheimnißvoll zu: „Monsieur desire que je la suive?" Ich mache große Augen, aber mein Freund, ein Pariser pur sang, lacht und erwiedert: „Verstehen Sie denn nicht, was er will? C'est un suiveur, voila tout." Der Leser versteht es jetzt eben so gut, wie ich es verstand. So ein suiveur läuft dem Wagen nach bis an die Bastille, bis an's Pantheon, bis an's Ende der Welt, wenn's sein muß und Nota bene, wenn er gemessene Ordre hat und außerdem merkt, daß er mit einem Gentleman oder gar mit einem Gandin zu thun hat. Man kann sicher sein, daß er sich am folgenden Tage vor demselben Stuhle in den elysäischen Feldern einfindet und dort Bericht erstattet. Die genaue Adresse der Dame zuerst, alsdann, wo der Wagen noch sonst etwa unterwegs angehalten und ähnliche Details. Ein Gandin, a la Ponson du Terrial, bezahlt eine solche Nachricht, die ja nicht mit Gold aufzuwiegen ist, gern mit einigen Franken und mehr und der suiveur empfiehlt sich zu weiteren „Commissionen". Das ist doch gewiß ein pariser Sittenbild erster Sorte und originell obenein; o tempora, o mores! Oft sieht man einen suveur hinter einem Omnibus herlaufen, wenn der Wagen complet ist, was häufig passirt, oder wenn der arme Teufel keine drei Sous hat, was wohl noch häufiger der Fall ist; er läuft aber unverdrossen bis an's Ziel.

Doch auch wir müssen endlich an das Ziel denken, so Mancherlei wir noch zu erzählen hätten, zum Beispiel von einer andern pariser Industrie, die nicht a u f der Straße, sondern a n der Straße etablirt und nicht weniger interessant

ist. Etablissements, wo man eine „Tasse Kaffee“ im Winter und ein „Glas Eis“ im Sommer für einen Sous bekommt, wo man sich ein „Frühstück“ für zwei Sous und ein „Dinner“ für drei kauft und „recht gut ißt; wo man, um Abends auf einen „Ball“ zu gehen, die ganze Toilette für zwei Franken miethet und nicht ein Mal nöthig hat, die Effecten zurückzubringen, da sie ohnehin nicht mehr werth sind; sogenannte Hotels garnis, wo man für einen Sou übernachtet und noch ein Stück Brod in den Kauf erhält, und hundert ähnliche Dinge, die man gesehen haben muß, um sie zu glauben, und welche die kühnste Phantasie nicht zu erfinden vermöchte.

Doch wir versparen dies auf ein anderes Capitel.

Ein Glas Eis.

Wir haben in diesem Jahre in Paris keinen Sommer; wir sind im Juli, aber der erste wirklich heiße Tag soll noch immer kommen. Die gesammte Sommer-Industrie leidet darunter sehr, und mittelbar der ganze pariser Handel, denn Alles greift wie eine Kette ineinander. Wie wenige Herren sieht man in diesem Jahre in Strohhut und weißen Beinkleidern, und ein weißer Rock ist vollends eine Seltenheit! Aber viele Hunderte von Gewerbtreibenden sind auf den Absatz von Strohhüten und weißen Anzügen angewiesen, und tausend fleißige Hände feiern, denn ihre materielle Existenz wird durch die Ungunst der Witterung bedroht. Die Vornehmen freilich, die stets zufrieden bleiben, weil sie reich sind, klagen auch nicht über das Ausbleiben der Hitze; oder wenn sie klagen, so thun sie es nur deshalb, weil sie weniger Ursache haben, in ein Seebad zu gehen, was einmal zum guten Ton gehört. Die Damen klagen nur, weil sie ihre kostbaren Sommertoiletten unbenutzt liegen lassen müssen, oder Damen wie Herren sind unzufrieden, weil sie nicht wie sonst in der heißen Zeit Eis und Sorbet essen können. Die freundliche Leserin lächelt; aber schon Börne hat in seinen pariser Briefen gesagt: „Wer nie ein Glas Eis in Paris gegessen hat, weiß gar nicht, was es heißen will, ein Glas Eis essen." —

Nehmen wir einmal an, es sei einer jener milden, schönen Sommerabende, wie wir sie im vorigen Jahre zwei Monate lang gehabt und hoffentlich auch in diesem Jahre noch haben werden.

Erlauben Sie mir Ihren Arm, gnädige Frau, daß ich Sie an den Wagen führe, denn man darf nicht zu Fuße kommen, will man anders in Paris das beste Eis und zwar in der besten Gesellschaft essen. Schon sind die breiten Boulevards von tausend und aber tausend Gasflammen

erleuchtet, und hunderte von Equipagen und Fuhrwerken jeglicher Art bilden mit ihren angezündeten Lampen auf und ab tanzende, hin und her eilende Lichterreihen. Es ist ein Gesause und Gebrause überall, unaufhörlich und betäubend, daß man sich wirklich in das pariser Leben hineingelebt haben muß, um sich in diesem unermeßlichen Strudel und Wirrwar heimisch und wohl zu fühlen.

Und doch — bildet man nicht auch wiederum eine Art Mikrokosmus in seinem Wagen, unberührt von der übrigen lärmenden Welt, obwohl in nächster Verbindung mit ihr, gewissermaßen ein integrirender Theil des großen, unermeßlichen Ganzen? Der leichte, elegante Phaeton fliegt dahin, vorüber an der Rue Vivienne und an der Rue de Richelieu, am Cafe Tortoni vorbei, an dem berühmten Cafe Anglais und dem noch berühmtern goldenen Hause, der maison doree. Weiter und weiter geht es bis zur Madeleine-Kirche, die im Mondscheine nur noch täuschender das herrliche Parthenon Athens in die Erinnerung ruft, — und nun wird Alles noch breiter, freier und größer: vor uns die schäumenden, blitzenden Cascaden des Concordeplatzes und der ägyptische Obelisk, der bereits gegen sechs Jahrtausende gesehen; weiter zurück die doppelte Feuerlinie der elysäischen Felder, wie die Boulevards, nur in noch großartigern Verhältnissen, von schwebenden, tanzenden Lichtern durchgaukelt. In solcher tausend und einer Nacht darf Sorbet und Eislimonade nach orientalischer Sitte nicht fehlen. Unser Wagen hält auch bereits vor einem blendend erleuchteten Hause, und nicht unser Wagen allein, sondern wenigstens zwanzig bis dreißig Equipagen in langer Doppelreihe. Die Kellner sämmtlich in schwarzem Frack, weißer Cravatte und weißen Handschuhen (ein Band im Knopfloch und man könnte sie, wie sie sind, auf einen Hofball schicken); sie eilen in geschäftiger Hast hin und her, um auf silbernen Platten das Eis zu präsentiren, das man im Wagen genießt, denn so will es die Sitte, für die Damen zumal. Die Herren, auch hier wie bei allen Gelegenheiten das freiere Geschlecht, steigen wohl aus, und wo sich Bekannte treffen, treten sie zusammen zu einem flüchtigen Gespräch. Was für Eis wünschen Sie zu essen, meine

Gnädige? Sie haben nur zu befehlen; alle möglichen und unmöglichen Sorten und, was das Wunderbarste ist, alles in natürlicher Form servirt: Apfelsinen-Eis als goldene Orangen, Erdbeer- und Himbeer-Eis als Erdbeeren und Himbeeren an zierlichen Stielen und so fort die Früchte aller Länder und Zonen. Wie gesagt, man hat nur zu befehlen. Auch wartet man nie länger, als eben der Kellner braucht, um das Bestellte zu holen. Auch das sogenannte Phantasie-Eis ist in der reichsten Auswahl zu haben, hier ein Vogel, natürlich der kaiserliche Adler, dort ein Ordensstern, natürlich das Kreuz der Ehrenlegion, auch dreifarbiges Eis, blau, roth und weiß; um Alles zu nennen, müßte man die lange Liste abschreiben, die uns in alphabetischer Ordnung in einem silbernen Rahmen vorgehalten wird. Die Equipagen fahren an und fahren ab und dies Treiben dauert bis nach Mitternacht; ja in den heißen Juli-Nächten des vorigen Jahres konnte man in der Rue Royale um zwei Uhr noch die kleinen Cabriolets halten sehen, die allerdings dann mehr der demi–monde angehörten. Jene Herren und Damen, die übrigens stets die Nacht zum Tage machen, kamen von den Ballfesten zurück, die fast täglich während des Sommers im Bois de Boulogne gegeben werden; sie konnten der Versuchung nicht wiederstehen, bei Rouze anzuhalten trotz der späten, oder richtiger so frühen Stunde. Von St. Cloud, von Passy und Auteuil kommen ebenfalls viele Familien Abends nach Paris, um sich in der Rue Royale zu erfrischen, ... manche machen weite Ummwege .... ein Königreich für ein Glas Eis! — es muß aber ein Glas Eis von Rouze sein.

Mein mecklenburgischer Freund, eine ehrliche, gute Haut, aber inmitten der eleganten, schimmernden pariser Welt ein — fast hätt' ich gesagt — ungeleckter Bär, verstieß schrecklich gegen den guten Ton, als wir uns eines Abends bei Rouze niederließen. Kaum wage ich's, gnädige Frau, Ihnen die Geschichte zu erzählen. Denken Sie sich, mein armer Landsmann fragt den herbeieilenden Kellner, und noch dazu in einem die urgermanische Abkunft nur allzu sehr verrathenden Accent, was für Eis, d. h. was für eine Sorte Eis man haben könne. Der Kellner hatte

keine Antwort auf diese Enormität und nur einen Blick des tiefsten Mitleids für den „Wilden". Ich ging an's Buffet und bestellte Ananas a l'imperiale, um mich sofort als Kenner zu legitimiren.

Sie lächeln, meine Gnädige, über all das alberne Zeug, das ich Ihnen berichte; aber geben Sie Acht, ich kann Ihnen auch Ernsthaftes erzählen und zwar ohne meinen Gegenstand, d. h. das Glas Eis, zu verlassen.

Sagte ich nicht, als wir über die Boulevards fuhren, „an Tortoni vorüber" — sehen Sie, der Name genügt. Wir brauchen nur einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit dieses Hauses zurückzuwerfen, und wir befinden uns mitten in der Revolution.

In der ersten Hälfte des Julimonats 1830 herrschte eine schwüle, drückende Gewitterluft, und am politischen Himmel hingen ebenfalls drohende Wolken. Allabendlich hielten auf dem Boulevard des Italiens vor Tortoni lange Wagenreihen; die Damen aßen Eis wie gewöhnlich, aber auf den Hüten trugen sie dreifarbige Bänder und auf den Kleidern kleine Rosetten, ebenfalls in den Farben der ominösen Tricolore. Noch wehte freilich die weiße bourbonische Fahne auf den Tuilerien, Karl X. war noch König und der Fürst Polignac allgebietender Minister. Aber das Gewitter zog näher und näher, und schon rollte der Donner in der Ferne. Im obern Saale bei Tortoni war um jene Zeit täglich große Versammlung: sechszig, achtzig, oft über hundert Männer. Die Discussion war lebhaft, ja stürmisch; manchmal trat lautlose Stille ein, wenn nämlich einer der Herren zu reden begann. Der alte Lafayette, der schon in der ersten Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, saß auf einem erhöhten Sessel, neben ihm Casimir Perier, Lafitte &c. Ein einfacher noch junger Mann mit ausdrucksvollen bleichen Zügen war ebenfalls zugegen; er sprach aber nicht, sondern hörte nur zu, aufmerksam und ernst — das war Guizot, der zehn Jahre später der eigentliche Regent Frankreichs wurde.

Auf dem Buffet des Saales standen Erfrischungen, und fast Jeder aß ein Glas Eis bei der großen Hitze und debattirte dabei über den möglichen Ausgang der Revolu-

tion, — denn daß eine solche ausbrechen würde, wußte ganz Paris. Als endlich am 25. Juli in den Abendblättern die berüchtigten Ordonnanzen gegen die Presse erschienen waren, brach wilder Tumult aus bei Tortoni. Die Versammlung war auf wenigstens fünfhundert Köpfe gestiegen, und man vertheilte sich von da in die verschiedenen Quartiere der Hauptstadt. Schon am folgenden Morgen begann der Barrikadenkampf. Ob an jenem letzten Abende auch wie sonst die Equipagen vor Tortoni hielten, und ob viel Eis gegessen wurde, meldet die Geschichte nicht. Sie sehen aber, gnädige Frau, daß ich ganz Recht hatte, wenn ich sagte, daß man in Paris mit einem Glas Eis höchst ernsthafte Geschichten verbinden könne.

Und, erlauben Sie gütigst, ich bin noch immer nicht fertig. Da wir doch einmal unsern Wagen haben, so lassen Sie mich dem Kutscher einen Wink geben und zugleich eine Adresse, die er nur allzu gut kennen wird: a la reine Blanche. Der Weg ist freilich weit, durch die Rue Vivienne, am Palais-Royal vorbei und über den Carroussel-platz an den Tuilerien vorbei, dann über den Pont-Royal auf die andere Seite der Seine. Jetzt noch durch die lange Rue du Bac, wo Frau von Stael wohnte und Chateaubriand starb, nun noch ein paar Minuten, und wir sind mitten im Faubourg St. Germain. Kaum eine halbe Stunde war zu dieser Wandlung nöthig, und doch ist dieselbe so vollständig, daß es einer ernsthaften Versicherung bedarf, um zu glauben, daß wir noch in Paris sind. Der Marquis von S., derselbe, dessen gepuderte Dienerschaft wir vor einer Stunde drüben in den Champs-Elysees bemerkten, würde Ihnen sogar einfach sagen, daß das eigentliche, wahre Paris nur hier im Faubourg St. Germain zu finden ist, — so verschieden sind die Ansichten in der Welt; es kommt nur Alles auf den Standpunkt an, von welchem aus man die Dinge betrachtet. Die Straßen sind fast öde zu nennen, und doch ist es kaum zehn Uhr, also eine Stunde, um welche auf dem andern Ufer das pariser Leben erst recht beginnt. Durch die erleuchteten halb offenen Portale der hohen, schloßähnlichen Gebäude kann man in den vordern Hofraum hineinsehen: Kutscher und Bedienten in reicher

altmodischer Livree, Mohren und Haiducken, hohe Staats=carossen, der ganze Kutschenschlag ein Wappen mit Hermelin und Fürstenkrone, — es ist, als hätte die Luft sogar einen eigenen parfum de bonne compagnie. Aber wir vergessen ganz die reine Blanche, und wir haben noch nicht einmal gesagt, was der Titel bedeutet. La reine Blanche ist der Tortoni oder Rouze des Faubourg St. Germain. Blanca von Castilien war bekanntlich die Mutter des heiligen Ludwig; vielleicht daß der Gründer des Hauses daran gedacht hat, vielleicht auch nicht; in der gewöhnlichen Conversation sagt man, profan genug, la dame blanche, als sei von der gleichnamigen Oper die Rede. Der Wagen hält und — wir bleiben diesmal nicht sitzen, sondern steigen aus. Ein „goldener" Portier steht am Eingang, das ist Alles. Durch ein mit matten Glaskuppeln sanft erhelltes Vorzimmer gelangen wir in einen weiten, prächtigen Saal von wahrhaft fürstlicher Eleganz. Alles in rothem Sammet: die Wände, die Vorhänge, die Sessel; die ganze hintere Wand dem Eingange gegenüber ein Spiegel, zugleich der einzige, denn die vielen Spiegel sind das Privilegium der Caffeehäuser und nichts weniger als aristokratisch. Auf den blendend weißen Marmrtischen findet sich ein zierlicher Schreib=Apparat (zu einem Billet=doux könnte man nichts Feineres verlangen), überall eine reichgalonirte Dienerschaft, „jedes Winks gewärtig," um die aufgeschriebene Bestellung auszuführen. Das Eis, es wird in der dame blanche nichts Anderes genossen, ist eben so reichhaltig und vortrefflich wie bei Rouze und Tortoni, aber die Gesellschaft ist eine ganz andere. Dort war sie, wenn auch den reichen, vornehmen Ständen angehörend, doch gemischt und vielfarbig: der Banquier und der Künstler, der Fremde, vom Russen bis zum Brasilianer, der in Californien reich gewordene Speculant und der aus den Colonieen heimgekehrte Pflanzer: alles durcheinander, buntscheckig und interessant; man hörte alle Sprachen der Welt. Die Damen (wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten wollen, gnädige Frau) sind dort nicht minder kosmopolitisch; ehrbare Beamtenfrauen und Schauspielerinnen, die Gemahlinnen der Staatsräthe und Senatoren und dazwischen eine Opern=Tänzerin,

oder gar noch leichtere Waare, kurz die sogenannte vornehme Welt der Boulevards — hier hingegen von all dem nichts; hier ist Alles ebenbürtig. Man könnte einander fast mit Du anreden und vergäbe sich nichts; alle diese Stammbäume haben die Ahnenprobe, wie das Gold die Feuerprobe, ausgehalten. Viele tragen sogar den Halbmond im Wappen, — nicht als Ungläubige, ganz gewiß nicht, — denn diese ganze hohe Gesellschaft ist katholisch und römisch mit Wort und That, und in religiöser Hinsicht der edelste Kern der pariser Bevölkerung, — sondern weil ihre Vorfahren die Kreuzzüge nach dem heiligen Lande mitgemacht haben. Politisch sind diese Herren und Damen Legitimisten, und zwar Legitimisten vom reinsten Wasser; deshalb findet man auch Eis von der Farbe der Bourbonen, weißes Eis, das man so „weiß“ nur in der reine Blanche bekommen kann; und manche schöne zarte Hand schreibt Abends auf das geldgeränderte Atlaspapier: glace a la Chambord. Weiße Lilien in kostbaren Vasen von Sevres sind die einzigen Blumen, die zur Ausschmückung des Saales erlaubt sind. Staatsgefährlich sind die Legitimisten nicht; sie sind als Opfer der Revolution von Geburt an deren entschiedenste Gegner; ihre Opposition ist bloß eine passive, aber ernst und bedacht und von großer moralischer Kraft. Die Parvenus in den Tuilerien (das Wort ist nicht von mir) mögen sich noch so viel lustig machen über die Perrücken des Faubourg St. Germain (das Wort ist wieder nicht von mir), sie können ihnen doch ihre Bedeutung und ihren stillen Einfluß nicht nehmen. Man glaube nur nicht an den Verfall, an das Dahinscheiden, an die wurmstichige Abgelebtheit — und wie die Schlagwörter der Gegner sonst heißen — der Legitimisten. O ja nicht! Bei einem etwaigen Umsturz des status quo, bei einer Wandlung der Dinge können wir sie erscheinen sehen, diese „Perrücken“, voll Muth und Energie, Alles in sich vereinigend: Reichthum, hohen Stand und Bildung, die Sitten so makellos wie das Wappenschild, treue Söhne der Kirche und stolz auf ihren katholischen Glauben, würdige Nachkommen des heiligen Ludwig („Dieu et la patrie!“) und des großen Bayard („sans peur et sans reproche!“), vielleicht berufen zu einer groß-

artigen, dauernden Restauration — rira bien qui rira le dernier. —

Da sehen Sie, gnädige Frau, wohin man bei einem Glas Eis gerathen kann! Doch es ist spät geworden, und wenn Sie sonst nichts befehlen, so können wir nach Hause fahren.

Die Wohlthätigkeit unter Künstlern und Literaten.

Ein junger Maler war für eine abgelieferte Arbeit so glänzend bezahlt worden, daß es ihn drängte, seinen Freunden eines jener colossalen Frühstücke zu geben, die Mittags anfangen und erst am nächsten Tage endigen; Gelage, bei welchen der Champagner in Strömen fließt, die Gläser und Flaschen zertrümmert und die Wände des Locales mit den Eingeweiden der Pasteten bemalt werden, kurz, die glücklich abgelaufen sind, wenn man mit blauem Auge und den Rest der Nacht auf der Polizei-Wachtstube davon gekommen ist. Es war um eilf Uhr Morgens, als unser Künstler im besten Anzuge und in heiterster Laune sich nach dem verabredeten Locale begab und mit einem Leichenzuge zusammentraf, der außerordentlich armselig war, denn keine Seele begleitete den armen unbekannten Todten nach seiner letzten Ruhestätte. So froh gesinnt der Künstler auch war, er blieb stehen und sagte: „Ach, es ist doch sehr traurig, einen Menschen so ganz allein zum Kirchhofe zu führen! Das ist eine Schande! Nein, so etwas sollte zu Paris nicht vorkommen. Ich will ihn begleiten. Die Freunde mögen warten.“ Er geht also hinter der Leiche her. Bald aber bemerkte er, daß er nicht allein war, er hatte zum Begleiter bei der frommen Pflichterfüllung einen jener kleinen alten schwarzen Hunde, die gern ihrem Herrn folgen, der aber sehr schmutzig aussah, denn es war Regenwetter. Man kommt auf den Kirchhof, und der arme Todte sollte in eine allgemeine Grube hinabgesenkt werden. Das that dem Künstler wehe; er beeilte sich, ihm eine Begräbnißstätte zu kaufen. Es war in jeder Beziehung ein reicher Tag für ihn. Nachdem man ein kleines schwarzes Kreuz über dem Grabhügel aufgepflanzt hatte, in dem der Unbekannte

ruhete, kehrte er zu seinen Freunden zurück. Er eilte in großen Schritten, als er Etwas zwischen seinen Füßen verspürte. Es war der kleine schwarze Hund, welcher ihn liebkosete. „Geh," sagte er, „du machst mich schmutzig, du weißt nicht, daß ich meine besten Kleider anhabe." Und er bemühte sich ihn fortzujagen. Aber kaum hatte der junge Mann einige Schritte vorwärts gethan, so war auch der Hund wieder da und verdoppelte seine unangenehmen Liebkosungen. Bald hätte das arme Thier einen Schlag mit dem Stocke erhalten; er entfernte sich auf diese Drohung, blickte aber immer rückwärts, wenn er etwas Vorsprung hatte. „Drolliges Thier," sagte der Künstler, „man sollte glauben, er wünsche, daß ich ihm folgen möge. Laßt sehen, was daraus wird." Der Hund verfolgte seinen Weg, blickte aber von Zeit zu Zeit zurück, lenkte endlich in eine enge Gasse ein, dann in den Eingang eines alten, armseligen Hauses, fünf Stockwerke hinauf, und kratzte nun mit den Pfoten an einer Thüre, um Einlaß zu erhalten. Der junge Künstler half ihm, indem er die Klingel zog, war aber ganz bestürzt, als ein Mädchen mit rothgeweinten Augen die Thüre öffnete. „Ich bringe Ihnen den Hund zurück, Mademoiselle," sagte er. Es war das gerade das Gegentheil, was er hätte sagen müssen. „Sie haben Jemanden verloren?" . . . Das junge Mädchen seufzte und verbarg ihr Gesicht und ihre Thränen mit dem Tuche.

Da warf der junge brave Künstler einen Blick in das traurige Wohnzimmer. Auf einem armseligen Strohsacke bemerkte er eine abgemagerte, vor Kälte zitternde Frau, deren Haut nur noch Knochen umhüllte; ein wahres Gerippe mit den Zügen der fürchterlichsten Leiden. . . . Diese Familie betrieb einen Handel in der Provinz, aber nach mancherlei Unglücksfällen war sie, wie so viele andere, nach Paris gekommen, um dort ihr Glück zu suchen, oder ihren Fall zu verbergen. Das Elend war ihr Antheil.

Der Künstler nahete sich der kranken Frau. „Sie sind krank," redete er sie an. — „Ach, ja," antwortete sie, „ich bin krank und sehr unglücklich. Ich habe meinen Mann getödtet; ich bin die Ursache seines Todes . . . . Der arme gute Mann sah mich seit sechs Wochen krank und

arbeitete Tag und Nacht, um zu verhindern, daß ich nicht ins Spital gebracht werde .... Er war so schlecht genäh t! Er ist vor Mattigkeit und Kummer gestorben .... Aber ich will meine Tochter nicht umbringen, wie ich meinen Mann umgebracht habe .... Meine Tochter ist noch das Einzige, was mir auf Erden geblieben .... Morgen will ich in's Spital gehen." Bei diesen Worten umschlang das junge Mädchen seine Mutter mit beiden Armen, bedeckte sie mit Küssen und Thränen und schluchzte unter Seufzern: „Mutter, meine gute Mutter, warum sprichst Du so? .... Nein, Du gehst nicht ins Spital .... Auch ich will Tag und Nacht arbeiten. Wenn es sein muß, so ernähren wir uns hier beide zusammen .... So lange ich Arbeit habe ...."

Man kann sich leicht denken, wie dem Künstler zu Muthe war; er war tief gerührt und die Thränen entströmten seinen Augen .... Die letzten Worten des jungen Mädchens waren eine Offenbarung für ihn. „Was arbeiten Sie?" fragte er dasselbe. — „Ich bin Näherin." — „Gut, einer meiner Freunde hat Hemden zu machen, ich werde sie Ihnen herbringen." Des anderen Tages erschien er mit einem Ballen Tuch, den er mit seinem Gelde bezahlt hatte. Er ließ einen Arzt holen, den er für einen seiner Freunde ausgab, der aber aus seiner Börse das theuere Honorar bezog. Der Arzt bestätigte, die arme Wittwe sei nur krank wegen Armuth und Entbehrungen. Er verordnete eine gute Nahrung, Fleischbrühen und kräftiges Fleisch; nichts durfte fehlen. Der gute Künstler, welcher bisher nur halbe Tage gearbeitet, änderte dieselben in Tage um, und zwar unter dem Spotte seiner Freunde, die seinen Fleiß und seine Zurückgezogenheit verspotteten. Er hatte aber einen wahren Schatz gefunden: das Glück der Arbeit und der Ordnung.

Die Lage der beiden Frauen hatte sich indessen wesentlich verbessert. Behaglichkeit war an die Stelle der Noth getreten. Bei seinen öfteren Besuchen hatte er die edlen Eigenschaften des jungen Mädchens kennen gelernt, das durchaus nicht für das Leben der Armuth bestimmt schien. Der junge Künstler, welcher, wie so viele Andere, bisher

nur von einer reichen Verbindung geträumt hatte, nur an Luxus gedacht, verlangte von der Mutter Die zur Ehe, welche nichts mitbrachte, als eine schöne Seele .... Wenige Tage nachher segnete die Kirche ihre Verbindung. Der Segen des Himmels wird ihnen gewiß nicht ausbleiben.

Der alte schwarze Hund wird nun auch gepflegt und geliebkost, und führt das Dasein eines Millionärs. Hat er ja doch das Glück seiner Herrschaft begründen helfen! —

Einer der ersten Tenoristen durchschritt eines Tages in Begleitung zweier elegant gekleideten Damen die schattigen Alleen am Ufer der Seine, als sein Blick auf einen reinlich gekleideten Greis fiel, der seiner alten Violine einige schwache Töne entlockte, auf die Niemand hören wollte. Der Tenorist erschrak, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wollte er einige zerstreute Erinnerungen sammeln, und ging dann plötzlich, die Damen verlassend, zu dem armen Musikanten.

„Ich bin's!" sagte er mit einer sonoren Stimme.

Der Greis richtete erstaunt sein Haupt empor.

„Du kennst mich nicht mehr? Ich bin dein Schüler, dem Du die musikalische Laufbahn eröffnet, der Dir seinen Ruf und sein Glück verdankt."

„Sie! ...." stammelte der Violinist. „Doch, ich erinnere mich jetzt. Meine Prophezeihungen sind an Dir in Erfüllung gegangen: Du hast Gold und Rahm geerntet. Das ist ein großes Glück für mich inmitten meines Unglückes!"

„Armer Meister! was hat Dich denn in ein solches Elend gebracht?"

Nun erzählte der Greis seine Geschichte. Er wollte Impresario werden. An der Spitze einer Truppe Sänger und Musiker durchzog er die Inseln Griechenlands; aber alle unglücklichen Ereignisse hatten sich wie ein vernichtender Blitz über seinem Haupte zusammengezogen und er endete mit der Erklärung, daß er jetzt gänzlich vernichtet und entblößt dastehe. Sein Mißgeschick zu vollenden, litt er Schiffbruch und entging dem Tode nur wie durch ein Wunder, blieb aber lange Zeit am ganzen Körper gelähmt.

Noch nicht völlig hergestellt, kam er nach Paris und trat in das Orchester eines kleinen Theaters, das er aber bald wegen seiner Kränklichkeit verlassen mußte. Endlich von Elend zu Elend herabgekommen bis dahin, wo ihn sein Schüler jetzt fand, saß er an den Wegen der Elysäischen Felder und entlockte seinem Instrumente schwache Töne, um das Mitleid des Publicums zu erregen.

Während dieser schmerzlichen Erzählung untersuchte der Tenorist insgeheim seine Börse, fand aber nur einen oder zwei Louisd'or darin mit etwas kleiner Münze. Er faßte nun gleich einen Entschluß, und sich dem Greise nahend, sagte er:

„Erinnerst Du Dich noch der großen Arie aus Columnia?“

„Gewiß!“

„Willst Du dieselbe mit Deinem Instrumente begleiten?“

„So gut, als ich kann.“

„Gut! so nimm Deine Violine und begleite mich.“

Plötzlich fing nun der Künstler mit sonorer gewaltiger Stimme, voll zauberischer Variationen das prachtvolle Musikstück zu singen an. Die Menge strömt herbei; die Musik vor den Cafe's verstummt; die Wagen halten auf der Straße an und die elegantesten Herren und Damen steigen aus. Bei dem Anblicke dieses ungewöhnlichen Zuhörerkreises richtet sich der Greis nach dem Sänger mit seinem Instrumente, und schien seine alte Kraft wieder zu finden; sein Bogen, von fester Hand geführt, entlockte dem Instrumente bezaubernde Töne. Die Zuhörer werden von Bewunderung ergriffen. Als die letzten Töne unter einem Beifallssturme erloschen, nahm der Tenorist seinen Hut und reichte ihn zur Gabe umher. Niemand wagte es, eine solche zu verweigern; zahlreiche Goldstücke glänzten unter dem Regen der Silberstücke, die von allen Seiten in den Hut fielen. Der Künstler übergab dem Greise die Summe und umarmte ihn herzlich. „Das ist nur eine Abschlagssumme, wir werden uns wieder sehen!“

Zeigt sich auch der Künstler in seinem Lebenswandel nicht immer als ein vollkommener Christ, so erhebt er sich

doch oft durch seine Wohlthätigkeit bis zu einem wahrhaft himmlischen Seelenaufschwunge.

Eine junge dramatische Künstlerin hatte schon längere Zeit die Abwesenheit einer armen, aber ehrlichen Logenschließerin bemerkt und erkundigte sich nach der Ursache hiervon. Man antwortete ihr: sie ist sehr gefährlich erkrankt. Die junge Künstlerin eilt nach der Wohnung dieser armen Frau und fand dieselbe in der größten Nothdurft. Sie hätte derselben ihre Sorge in dem Mansardenstübchen können angedeihen lassen, aber sie kam auf einen noch besseren Gedanken: sie ließ dieselbe in ihre eigene Wohnung bringen, gab ihr ein gutes Bett in einer gut erwärmten Kammer, stellte sich häufig als Krankenwärterin bei der in Schutz Genommenen ein und erwies ihr alle Sorgfalt, wie sie nur die kindliche Liebe einflößen kann. Aber ach, trotz aller zarten Aufmerksamkeit wurde die Kranke täglich schwächer und zugleich immer trauriger. Eines Tages befand sie sich mit der Kranken allein, verdoppelte ihre Sorgfalt und sagte dann zu ihr: „Meine Liebe, ich weiß, Sie haben Religion; es ist ihnen vielleicht in ihrer Lage angenehm, einen Geistlichen zu sprechen; schenken Sie mir hierin Ihr ganzes Zutrauen ohne alle Furcht, nennen sie mir den Priester, welchen Sie wünschen, und ich will ihn dann selbst rufen."

Die arme Frau, bis zu Thränen gerührt, umschlang mit ihren schwachen Armen die Wohlthäterin und sprach: „O wie gütig sind Sie, mein Fräulein! Ja, ich wünsche sehnlichst einen Geistlichen, aber ich wagte es nicht, mit Ihnen davon zu sprechen; ich fürchtete, Ihnen lästig zu fallen."

Die junge Künstlerin verwies ihr dies liebevoll und eilte, selbst ihr Versprechen auszuführen. Die Kranke erhielt alle Sterbesacramente und Tröstungen der Religion. Nichts unterblieb, um dieses Alles mit der größten Schicklichkeit auszuführen. Einige Tage nachher starb die arme Frau mit gänzlicher Resignation und mit gottvertrauender Seele und segnete die Hand, welche ihr beigestanden .... Die junge Künstlerin vollendete ihr Werk, ließ die arme Frau mit einem Aufwande, der weit über ihren Stand

hinaus ging, beerdigen, und begleitete den Sarg bis zur letzten Ruhestätte. Möge Gott die mitleidige Seele nach Verdienst belohnen; möchte er ihr die Gnade verleihen, alle ihre Christenpflichten so zu erfüllen, wie sie es hier an ihrer in Schutz genommenen gethan hat! Gott, der ein Glas Wasser, einen Krankenbesuch oder Kirchengang belohnt, wird ihr dereinst die Gnade verleihen, vor ihm sprechen zu können: Mein Gott! ich habe diese arme Frau bis zum letzten Aufenthalte hienieden begleitet, laß mich ihr nun auch folgen bis zu ihrer letzten Wohnung in der Ewigkeit!

Hier ein anderer Zug jener Wohlthätigkeit, wie sie in unserer Künstlerwelt geübt wird. Eine junge Künstlerin hatte sehr unordentlich gelebt und ihre Gesundheit war in Folge davon untergraben. Bis dahin war sie von zahlreichen Anbetern umschwärmt, wenn ich mich dieser weltüblichen Ausdrucksweise bedienen darf; als aber die Blüthen der Schönheit und Jugend verschwunden waren, hatte sie auf einmal alle ihre „Freunde" verloren. Sie hatte sich zu Auteuil in eine kleine Kammer zurückgezogen, wo sie nicht nur ohne Hülfe und Trost dem äußersten Elende überliefert, sondern auch noch von der schrecklichsten Verzweiflung über ihr Leben wie von einem Gespenste geplagt wurde; sie hatte nicht Glauben genug, um zu Gott um Vergebung zu rufen, und zweifelte an seiner Güte, ihr vergeben zu können. Das arme Geschöpf, es glaubte nicht an die Barmherzigkeit Gottes! Sie kannte dieselbe nicht und lästerte daher Gott und die Menschen. Eine andere berühmte Künstlerin hörte von diesem Elende reden; sie suchte die Arme auf und sorgte für Unterstützung des Leibes, vergaß aber dabei auch nicht die Seele: sie verschaffte der Kranken inneren Trost und Hoffnung, stillte ihre Schmerzen und suchte ihre Verzweiflung zu verscheuchen, worauf sie einen Geistlichen herbeirief.

Die Kranke beichtete und empfing nach einigen Tagen auch die heil. Communion. Ach, es war die erste und einzige in ihrem ganzen Leben! Ihr Herz war zurückgebracht, aber der Körper verweigerte es, länger zu leben. Die gute Besucherin setzte ihre Sorgen und Tröstungen

fort. Indessen war der letzte Tag des Lebens der Kranken herbeigekommen; sie hatte es vorausgesehen. Bei den ersten Zeichen des Todeskampfes warf sich die Künstlerin mit vier ihrer Freundinnen, jungen Schauspielerinnen, auf die Kniee. Sie hatte sie absichtlich mitgenommen, um dieser traurigen letzten Scene beizuwohnen; sie selbst betete mit lauter Stimme die Sterbgebete unter den Thränen und Seufzern ihrer Genossinnen und ging nicht eher fort, bis der letzte Hauch des Lebens den armen Leib der Erde verlassen hatte, die ihn zurückforderte, und bis Alles angeordnet war, was zu einer passenden Beerdigung nöthig ist. Ach, möchte doch das Andenken an das Ende diese jungen Wesen zu ernsten Betrachtungen und oft ihnen ihr eigenes Loos vor Augen führen!

Ich kehre wieder zu den Männern zurück, bei welchen ebenfalls ein Wetteifer im Guten sich bemerklich macht.

Ein berühmter Pianist, der häufig den Lohn für seine Stunden wieder in die Hände seiner Schüler zurückgab, erwartete für seine Großmuth keinen anderen Ersatz, als den ihm das Glück in die Hände führte. Dieser Künstler hieß Zimmermann. Er hatte einen sehr talentvollen, jungen Maler gleichen Alters zum Freunde, der ein Schüler Davids war und Gallot hieß. Oefters unterhielten sich die beiden Freunde mit dem ganzen Feuer einer jugendlichen Phantasie von ihrer Zukunft. Zimmermann fing kaum an, Stunden zu geben, die ihm wenig eintrugen und zuweilen noch Auslagen verursachten. Sein Freund dagegen, weniger verschwenderisch oder glücklicher, hatte sich in einiger Zeit schon etwas erspart. Ich weiß nicht genau die Summe anzugeben, um welche er ein enormes Stück Leinwand kaufte und damit zu Zimmermann lief: „Umarme mich, ich bin in den Besitz eines ungeheueren und prächtigen Stückes Leinwand gekommen; man leiht mir einen Winkel, in einem Atelier, und ich will ein herrliches Bild liefern.“ — „Hast Du denn schon Dein Sujet?“ frug Zimmermann. — „Gewiß; ein Sujet aus der römischen Geschichte, ein Sujet, würdig, von jedem Maler behandelt zu werden.“ — „Und welches ist es denn?“ — „Cornelia, die Mutter der Grachen!“ — „Vortrefflich!

gehe nur muthig ans Werk und liefere uns ein Meisterstück!" — „Laß das gut sein," sagte Gaillot und schickte sich an fortzugehen, kam aber sogleich wieder zurück. — „Höre," sagte er zu seinem Freunde, „ich habe Dir einen guten Rath zu geben. Gib Deine Stunden auf und wirf, so bald als möglich, eine Oper in fünf Acten auf's Papier. Ich habe schon Deinen Gegenstand gefunden: der in seinen eisernen Käfich zurückkehrende Regulus. Wir müssen nur Einen haben, der uns die Verse macht, und den finden wir auch. Und nun denke Dir das Glück, wenn Du an demselben Tage, an welchem ich mein Bild ausstelle, Deine Oper aufführen lassen kannst!" — „Das wäre ein großes Glück, in der That," sagte Zimmermann seufzend, „aber Dein Traum ist unmöglich; gehe, lieber Freund, an Dein Bild und laß mich meine Stunden fortsetzen. Drei meiner Schüler würden Hungers sterben, wenn ich ihnen nicht von dem Gelde vorstreckte, das mir die zwei anderen bezahlen."

Gaillot ging an die Arbeit und in nicht weniger als sechs Wochen beendigte er sein Bild. Er mußte sich jetzt einen Rahmen verschaffen; und ein Händler lieh ihm einen auf das gute Gesicht der Cornelia hin. Endlich war der große Tag angebrochen. Man denke sich die Angst der beiden Freunde! Sie waren schon vor Sonnenaufgang an dem Eingange des Saales, beide zitterten im Innern ihrer Seele, und lachten sich dann wieder einander aus. Die Thüren werden geöffnet; die beiden Freunde springen hastig in den Saal, die Treppen kaum berührend. O, welche Glückseligkeit! Das Gemälde ist aufgenommen und hat sogar einen vorzüglichen Platz bekommen. Zimmermann und Gaillot umarmten sich unter Thränen. Als ihre Aufregung sich gelegt, konnten sie die halblauten Beifallsbezeugungen und die schmeichelhaften Ausrufungen hören, welche aus den Gruppen der vor „der Mutter der Grachen" stehenden Bewunderer hervorgingen. Dies setzte sich täglich bis zum Schlusse der Ausstellung fort, aber es stellte sich kein Käufer ein. Die Zeit war nicht für römische Stücke. Es war im Jahre 1814 oder 1815. Eines Morgens mußte der arme Gaillot nothgedrungen sein Bild

aus der Ausstellung zurücknehmen. Aber nun wohin mit demselben? Er bewohnte in einer verlorenen Gasse ein kleines niederes Zimmerchen, welches die Cornelia nicht aufnehmen konnte, ohne sie in zwei Theile zu zerstückeln. Er verging fast vor Verzweiflung und kam sogar auf den Gedanken, sein Meisterwerk zu verbrennen. Des anderen Tages kam Zimmermann mit leuchtendem Auge und froher triumphirender Miene. „Wie viel willst Du für Dein Bild haben?" — „Ich hätte zur Zeit der spanischen Schlösser es um 500 Franken verkauft: jetzt würde ich mich glücklich schätzen, wenn ich 100 Franken erhielte." — „Hier sind Deine 500 Franken," sagte Zimmermann, und legte eine Rolle Goldes in die Hand seines Freundes. — „Woher hast Du dieses Geld?" rief der Maler erstaunt aus. — „Es kommt von einem reichen Liebhaber Deiner Cornelia," sagte der Pianist mit verstelltem Gesichte.

Dieser Liebhaber war Zimmermann selbst, der, um seinen Freund aus der Verlegenheit zu ziehen, eine Lotterie mit großer Mühe und Aufopferung veranstaltet hatte. — Sein Leben endete, wie es begann; es war eine ununterbrochene Reihe von großmüthigen Handlungen und bewunderungswürdiger Umsicht. —

Der französische Künstler übt noch eine andere Art Wohlthätigkeit auf die edelste Weise von der Welt, indem er das ihm von Gott verliehene Talent dazu verwendet, die Cassen der Wohlthätigkeits-Institute zu füllen, die Börse der einsammelnden Frauen zu spicken, und den Waisen ein Asyl zu bereiten; er singt, declamirt, rührt mit seinen melodischen Tönen und fühlt sich beleidigt, wenn man ihm dafür eine Belohnung geben will, oder er legt sie in die Casse der Wohlthätigkeitsvereine.

Vor einiger Zeit wurde Levasso r von einem Pfarrer aus der Umgegend von Paris eingeladen, sich an einem Wohlthätigkeitsfeste zu betheiligen. Mit Bereitwilligkeit kam er der Bitte des ehrwürdigen Dieners des Herrn nach, und als sein Name auf dem Programme figurirte, trug dies zur beträchtlichen Erhöhung der Einnahme bei. Der Geistliche wollte das Wohlwollen des Künstlers anerkennen und ihm seine Dankbarkeit bezeigen: er nahm zehn

Goldstücke aus seiner eigenen Casse und brachte dieselben äußerst zartfühlend in ein Osterei, um es dem Künstler zu überreichen. Levassor nahm das Ei, öffnete es und wandte sich dann an den Pfarrer:

„Wie groß ist Ihre Artigkeit, Herr Pfarrer! Sie wissen, daß ich die Eier verehre, und bringen mir ein prächtiges dar. Herzlichen Dank! nur haben Sie nicht gewußt, daß es meine Gewohnheit ist, nur das Weiße des Eies zu essen, das Gelbe ist für die Armen. Hiermit gab er dem guten, über die Großmuth des Künstlers erstaunten Pfarrer die Goldstücke zurück. —

Steigen wir auf der Leiter einige Sprossen tiefer herab, so finden wir überall dieselbe Wohlthätigkeit. Hier versteht man zu leiden und zu unterstützen, weil man es aus Erfahrung weiß, wie hart die Beraubungen der Armen sind: das Unglück macht mitleidig! Der arme Künstler unterstützt gern das fremde Elend, jenes verschämte, das erröthet und häufig gezwungen ist, inmitten der schrecklichsten Qualen zu lächeln. Dieses Elend rührt ihn und reißt ihn bis zur Selbstverläugnung mit sich fort.

In dem Stadtviertel Sainte-George, das vorzugsweise von Rentiers bewohnt wird, inmitten von Millionären und berühmten Künstlern lebte eine Frau mit fünf Kindern; ihrem Hause gegenüber und einige Stockwerke höher wohnten drei Künstler, ein Maler und zwei Bildhauer; sie hatten ein Zimmer gemeinschaftlich inne, um desto leichter die Forderungen des Eigenthümers befriedigen zu können Da sie von ihrem Fenster die erwähnte Frau, welche ihrem ganzen Benehmen nach der höheren Classe anzugehören schien, den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht hindurch arbeiten sahen, um ihre Kinder zu ernähren, so erriethen die drei Künstler bald, daß hier ein großes unbekanntes Unglück zu Grunde liegen müsse, und empfanden für die arme Familie die lebhafteste Theilnahme. Diese Theilnahme blieb aber vor der Hand eine gänzlich unfruchtbare, nicht als wenn die Künstler gar nicht daran gedacht hätten, ihre Hülfe anzubieten, sobald sich einige Geldstücke zum schnellen Durchgange in ihren Händen befanden, son-

dern sie wußten nicht, ob ihre Vermuthungen wahr seien, und wie sie ihre Gabe anbringen sollten.

Eines Tages bemerkten die Künstler zu ihrem größten Erstaunen, daß ihre Nachbarin nicht an ihrer Arbeit saß und die Kinder allein zu Hause waren; es führte dieser Umstand sie auf die Vermuthung, daß etwas Außerordentliches bei den armen Leuten vorgefallen sein müsse, weshalb sie Beobachtungen anstellten. Viele Stunden verflossen, und die Kinder schienen sehr unruhig zu sein, daß ihre Mutter so lange ausblieb; endlich gegen neun Uhr Abends kam die Frau zurück, und die Kinder, deren mehrere schon eingeschlafen waren, liefen ihr eilig entgegen und umringten sie, aber die arme Mutter stieß sie von sich, warf sich in einen Stuhl und fing an zu weinen. „Freunde," sagte sogleich der eine zu den anderen jungen Leuten, „nun ist kein Mißverständniß mehr zu befürchten: dort sind Kinder, die Hunger haben, und eine Mutter, die ihnen nichts zu essen geben kann; schnell Lebensmittel herbei, koste es, was es wolle, wir müssen Lebensmittel schaffen." Das „koste es, was es wolle," hatte hier eine große Bedeutung, denn die jungen Leute besaßen in der That keinen Heller; sie mußten mit ihrem Kostgeber selbst sehr vorsichtig umgehen, der ihnen täglich Geld abforderte; es mußte also zu einem äußersten Mittel geschritten werden, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und das war hier die wahre Bedeutung des „koste es, was es wolle."

Wie dem auch sei, nach wenigen Minuten schon stand der eine dieser braven jungen Leute in dem Zimmer der betrübten Mutter, entschuldigte sich, daß er sich die Freiheit genommen, sich ihr so ohne Weiteres vorzustellen, und legte dann Eßwaaren aller Art auf den Tisch, welche die armen Kinder im wahren Sinne des Wortes verschlangen.

Die arme Mutter erzählte darauf dem braven Künstler, nachdem sie überschwenglich gedankt, daß sie die Tochter eines alten Militärs sei und in dem Institute der Ehrenlegion erzogen worden; sie habe sich mit einem Geschäftsmanne unter den glücklichsten Aussichten verehelicht, mehrere unglückliche Ereignisse aber hätten ihre Vermögensverhältnisse ruinirt, worauf ihr Mann nach Amerika gegangen sei

und sie mit den Kindern zurückgelassen habe. Da sie Nichts besitze, als eine vom Kriegsminister ihr bewilligte jährliche Unterstützung von 100 Franken, so arbeite sie, um den Lebensunterhalt zu verdienen, und könne bei einer Arbeit von achtzehn bis zwanzig Stunden des Tages ohngefähr das Nöthige für ihre Familie erschwingen; aber seit gestern fehle die Arbeit, und die ganze Familie habe darum auch Nichts zu essen.

Was nun die Künstler und die Art, sich Geld zu verschaffen betrifft, so waren die Lebensmittel zwar herbeigeholt, aber zwei Paletots, welche die Garderobe der Herren zierten, waren durchaus verschwunden, und zwar der Art, daß, bis neue Bestellungen einliefen, der eine zurückgebliebene den Dienst abwechselnd bei allen Dreien versehen mußte. —

Eine Anzahl Künstler hat sich der kleinen Waisenkinder angenommen. Gewöhnlich stehen diese Adoptionen mit einem außerordentlichen Ereignisse in Verbindung, etwa mit einem großen Unglücke, einem mit traurigen Nebenumständen verknüpften Todesfalle oder aber auch mit einem Acte der Redlichkeit u. s. w.

Eine gutmüthige alte Lumpensammlerin war arm, sehr arm; sie hatte Nichts als den Preis von dem, was sie in dem Kehricht der Straßen fand, und mußte doch sich und zwei Waisenkinder ernähren, welche ihre sterbende Tochter ihr hinterlassen; aber das Elend hatte ihr die Zartheit ihrer Gesinnung in Betreff der Redlichkeit nicht rauben können, was übrigens bei den Lumpensammlern nichts Seltenes ist. Man sage mir nicht, es sei dies der letzte aller Stände. Sie sind freilich nicht reich; nach dem Worte eines von ihnen ist heut zu Tage die Hütte des Lumpensammlers die letzte Zufluchtstätte aller am Glücke Schiffbruch Gelittenen. Sonst, sagte er, wenn Jemand ruinirt war, wurde er Mönch; heute wird er Selbstmörder oder ein Lumpensammler. Aber meistens bleibt ihnen die Redlichkeit. Der Lumpensammler sucht zwar stets etwas Kostbares, nicht um es zu behalten, sondern um „die Belohnung des ehrlichen Finders" zu empfangen und damit irgend Jemand einen glücklichen Augenblick zu bereiten.

Unsere arme Lumpensammlerin war also in großer Noth. Eines Morgens fand sie ein reiches Bracelet; es war noch nicht recht Tag, sie ist allein und ungesehen, sie kann es also behalten. Aber dieser Gedanke kam ihr nicht einmal in den Sinn; sie erkannte nur, daß sie im Besitze eines kostbaren Gegenstandes sei, und fürchtete, daß das Gefundene nicht wieder in die Hände des Eigenthümers, der es verloren, kommen möchte. Sie blieb mehrere Stunden in der Straße, sie ging auf und ab, sie weilte bei einem Specereihändler und Milchverkäufer, um zu hören, wovon die Leute in der Nachbarschaft sprächen. Endlich gegen elf Uhr hört sie ein Kammermädchen sagen: „Mein Fräulein ist außer sich: sie hat gestern Abend auf der Rückkehr aus dem Theater ihr schönstes Bracelet, worauf sie einen großen Werth legt, verloren."

Die gute Lumpensammlerin näherte sich der Kammerzofe und begehrte die Adresse ihrer Herrin. Es war eine junge Schauspielerin. Die arme Frau wird eingeführt, ohne nur ein Wort von ihrem Geheimnisse gesagt zu haben. Es schien, den Armen werde hier der Eingang nicht verweigert.

„Fräulein," sagte sie, „haben Sie ein Bracelet verloren?"

„Ja, ja, meine gute Frau, ich war so unglücklich. Haben Sie es gefunden? Sagen Sie, ich bitte, haben Sie es gefunden?"

„Fräulein, hier ist es!"

„Ich danke, danke; o wie sind Sie so gut und ehrlich!" und mit einem Sprunge war die Künstlerin an ihrem Secretär, nahm eine Hand voll Goldstücke und bot sie der guten Alten an.

„O, Fräulein, das ist zu viel; das habe ich nicht verdient."

„Sie nehmen doch wenigstens eins."

„Nein; das ist auch noch zu viel."

„Aber ich muß Sie doch belohnen. Was soll ich Ihnen denn thun?"

„Nun, da Sie doch so gut sind: ich habe einen ganzen halben Tag gebraucht, Sie zu suchen, ich verdiene gewöhn-

lich fünf bis sechs Sous den Tag; geben Sie mir die Hälfte, dann bin ich entschädigt, mehr verlange ich nicht. ."

Die Geldfrage mußte also für den Moment hier ihr Bewenden haben. Die Lumpensammlerin bestand darauf. Aber die junge Künstlerin hatte durch Fragen bald entdeckt, daß die Alte zwei arme Waisen zu ernähren habe .... Sie ließ nun auf ihre Kosten die zwei Kinder in ein von Ordensschwestern geleitetes Haus bringen und zahlte die Pension, respectirte aber die Freiheit der Mutter dieser Kinder; kaum kannten sie ihre Wohlthäterin. Die Wohlthätigkeit wollte nur zwei redliche Arbeiterinnen und redliche Christen bilden, und was man auch sagen mag, das bleibt immer die beste Wohlthat.

Doch wir wollen uns genau an die Regeln der Gerechtigkeit halten und kommen deßhalb bei den Künstlern hier zu dem besonderen Wohlthätigkeitszwecke der Adoption eines kleinen Kindes von Seiten der Männer.

Ein Mechaniker, der zugleich Schriftsteller war, starb ohne Vermögen und ließ drei kleine Kinder zurück, worunter ein armer Knabe, der nur einige Monate alt war.

Die Vorsehung, welche Alles ordnet und lenkt, wollte, daß das Kind eines der berühmtesten Componisten Frankreichs in dasselbe Dorf zu einer Säugamme kam. Der Vater suchte oft seinen kleinen Engel hier auf und bedeckte ihn mit seinen Küssen; bald hörte er, es sei auch ein kleines Wesen da, welches man zu den Findlingen bringen wollte: weil seine Amme ihr Monatgeld nicht mehr erhalte, so könne sie sich nicht mehr mit dem Kinde abgeben. Er ließ die Amme kommen. — „Was wollen Sie, was ich thun kann; der Vater ist todt und die Mutter will sich nicht mehr mit dem Kinde befassen, und ich bin nicht so reich .... Der Vater indessen, ich versichere Sie, liebte das Kind außerordentlich! Es war ein sehr braver Mann, der Bücher schrieb. Wenn man immer könnte, wie man wollte, so würde ich meinen Säugling einer jungen Bekanntin anvertrauen, sie würde glücklich sein, ihn als Mutter zu pflegen, aber die gute Frau ist auch arm ..."

Bei dieser schlichten Erzählung wurde der Künstler sehr bewegt; er nahm eine bedeutende Summe aus der

Börse, und suchte dann seine Freunde unter den Schriftstellern und Künstlern auf, legte ihnen seine Bitte vor und wurde überall sehr gut aufgenommen. Dann wandte er sich an „den Verein der Industriellen und Künstler“ und der Waise wurde eine Pension stipulirt; und was noch mehr, ein Vater war für sie besorgt, wie ein wahrer Vater. Ein Mitglied des Vereines erhielt den zarten Auftrag, den Säugling bei der Amme zu besuchen, und so wuchs das kleine Kind auf, lächelte vergnügt seiner Mutter in's Auge, und dem Vater, welchen Gott ihm gegeben hatte.

Das ist Wohlthätigkeit, die man nicht genug erheben kann. In dergleichen Fällen kann man nichts Besseres thun, als was hier geschehen. Findest du auf deinem Lebenswege eine arme Waise, so sage nicht: „O wenn dieser oder jener Reiche dieselbe aufnehmen wollte ....“ nein, sage gleich: „Ich will mich derselben nach Kräften annehmen.“ Gehe dann zu deinen Freunden und Bekannten und sage ihnen: „Hier ist ein gutes Werk zu verrichten, Sie müssen mir so viel oder so viel geben .... Das arme Kind kann und darf nicht in der Verlassenheit bleiben; wir wollen uns einiger Dinge berauben.“ Dann nimmt man das Geld mit dem Kinde, sucht ein Haus für es auf, indem man sagt: „Seid so gut, nehmt dieses Kind auf. Hier sind 1000, hier sind 1500 Franken.“

Die Wohlthätigkeit des Künstlers zeichnet sich vor der Anderer dadurch aus, daß sie freiwillig, lebendig und großmüthig ist; sie kommt wie der Blitz und wirkt großartig.

Bekanntlich sammelte man zur Zeit des orientalischen Krieges zu Paris und in den Provinzialstädten, um den tapferen Kriegern Geschenke an Pfeifen, Cigarren und Tabak zu schicken, Geschenke, welche gewiß den Soldaten angenehm waren. Manche entzogen sich oft der Speise, um rauchen zu können. Einer der wackeren Zuaven schrieb in dieser Beziehung an einen seiner Freunde:

„Lebe wohl .... Wenn ich noch am Leben bin, werde ich Dir mit dem nächsten Courier schreiben. Ich bin diese Nacht zur Leibgarde avancirt und — habe keinen Tabak.“

Ich bin für die Wohlthätigkeit, welche an das Noth-

wendige denkt, aber zugleich auch für jene, die daran denkt, unschuldige Vergnügungen zu bereiten, und mit zarter Aufmerksamkeit die Herzen der Bedürftigen zu erfreuen sucht: diese vergißt nie die andere.

Eine Frau veröffentlichte in einem Journal („Illustration") folgende Zeilen:

„Dem Gebeugten angenehme Gefühle erwecken, auf zusammengezogenen Lippen durch ein frohes Lächeln die Entbehrungen vergehen lassen, gewährt ein sehr großes Glück, ein Glück, an dem der Reiche, der Arme und Jedermann theilnehmen kann.

„Denken Sie ein wenig an die Lage unserer Soldaten, die in ihren Zelten vom Regen, Schnee und Koth nicht verschont bleiben, denn die Feuchtigkeit dringt überall durch, die bei den langen Tagen (denn man schlägt sich nicht alle Tage), den langen und harten Belagerungsarbeiten, der Kälte und Unannehmlichkeiten aller Art immer schwieriger wird. Unter diesen Zelten campirt unser Soldat ermüdet, und ist traurig bei dem kargen Feuer einiger Kohlen. Er wird nachdenkend; er denkt an sein Vaterland, seine Mutter, seine Frau. — Nähert euch ihm, reicht ihm ein Paquet guter Cigarren, oder ein Paquet Tabak. Sehet, er lacht, seine Augen funkeln; er reinigt seine Pfeife, köstliche Beschäftigung, und ein unbeschreibliches Behagen nimmt Platz bei ihm. Er zündet seinen Tabak an, der Rauch entwickelt sich in Wolken, er wird warm, zufrieden, und die sich mit diesen Wolken entwickelten Gedanken sind nicht mehr melancholisch, sondern froh!

Ein herrlicher Sonnenstrahl fällt über das väterliche Haus, die kleinen Schwestern hüpfen vor demselben; die Braut harret ruhig der Wiederkehr; morgen Sturm, morgen Sieg! Es lebe der Krieg! Es lebe die Ehre! Das Alles entwickelt sich im Rauche der Cigarre. — Und wir sollten, gesegnet mit all diesen Tröstungen, unsere Hände nicht öffnen! — Wir wollen sie aufthun und reichlich geben."

Der Brief war unterzeichnet: „Eine Frau, die nicht raucht." Er fiel in die Hände des berühmten Sängers Roger, und er richtete auf der Stelle folgende Zeilen an die Redaction der „Illustration":

„Herr Director! Welch rührende Idee der liebenswürdigen „Frau, die nicht raucht!" Danken Sie ihr gefälligst in meinem Namen für die Thränen, welche Sie mir auf der Reise von Bremen nach Hamburg entlockt hat. Sagen Sie ihr, ein Künstler, der nicht raucht, der aber singt, habe sich im Herzen und in der That an ihrem guten Werke betheiligt. Oder bilden denn Ton und Rauch nicht eine Familie? Beide leben von der Luft, sie berauschen und schwinden schnell dahin, sie sind gute Brüder, einer dem anderen verpflichtet.

„Ich zeichne also für Rauchtabak zu Gunsten des orientalischen Heeres; mein Paquet Cigarren wird ein Hamburger Haus besorgen; und ich wähle dazu die „weiße Dame." Unsere tapferen Soldaten mögen sich an die alten französischen Arien erinnern und unter dem Kanonenfeuer, dem Sturm und Schnee fröhlich singen, wenn die Zärtlichkeit und der Stolz des Vaterlandes sie so verfolgt:

„Ach, welche Lust, Soldat zu sein!"

Das Paquet Cigarren wurde mit dem Telegraphen angekündigt. Es waren für 1500 Franken darin. —

Hier noch ein anderer Zug dieser allseitigen und Alles umfassenden Wohlthätigkeit.

Vor mehreren Jahren durchschritt ein Künstler des Abends eine menschenleere Straße zu Paris; ein junger Mann, der Haltung nach ein Handwerker, verlangte ein Almosen von ihm. Ungeachtet des gesunden Aussehens des Menschen, war die Art zu fordern so schüchtern, daß ihm Herr X. ohne Zaudern ein Geldstück überreichte. In Bezug auf das öffentliche Betteln war die Polizei damals sehr streng; Herr X. kam also nach einigen Minuten zu dem jungen Manne zurück und machte ihn auf die Gefahr, eingesteckt zu werden, aufmerksam. — „Ach," antwortete der junge Mensch, „wie hart mir auch diese Demüthigung ankommt, so bin ich am Ende dennoch gezwungen, mich einstecken zu lassen. Die Arbeit ist mir ausgegangen, und ich habe eine arme, alte, kranke Mutter zu ernähren, deren einzige Stütze ich bin!" .... Gerührt von diesen Worten, die das Gepräge der Wahrheit unverkennbar an sich trugen, frug Herr X. den jungen Menschen nach seinem Gewerbe.

Er war Schlosser und wohnte in einer jener engen Straßen, welche bis vor Kurzem Paris durchkreuzten. Er vermehrte die schon dargereichte Gabe und setzte dann seinen Weg fort. Auf dem Boulevard angekommen, nahm er, stets von dem Gedanken an den jungen Mann verfolgt, einen Wagen und fuhr nach jener Gegend der Stadt, wo der arme Arbeiter angeblich wohnte. In der Nähe des ihm bezeichneten Hauses angekommen, zog er bei einem nahen Krämer Erkundigungen ein, und bat ihn, er möchte doch Sorge tragen, daß ihm das Haus geöffnet werde; denn die meisten Häuser jener engen Gassen besaßen damals noch keine Portiers. Herr X. stieg, nur leise auftretend und nicht ohne Mühe, die schadhaften Treppen hinauf und gelangte endlich glücklich bis zu der Thüre, durch welche man in das Wohnzimmer des unglücklichen Schlossergesellen eintrat.

Es dauerte lange, bevor als Antwort auf das Klopfen eine Stimme, so schwach, wie die einer sterbenden Person, sich vernehmen ließ: „Hast Du den Schlüssel vergessen, mein armer Prosper? warte, ich will Dir aufmachen.“ Eine alte, arme Frau kam zum Vorschein und staunte nicht wenig, als ihr Sohn nicht vor ihr stand; aber Herr X. sagte ihr augenblicklich, er sei gekommen, ihrem Sohne Arbeit zu verschaffen. Die brave Frau dankte für diese frohe Nachricht, die, wie sie sagte, ihren Sohn mit hoher Freude erfüllen werde; in der noch weiter gepflogenen Unterhaltung lobte sie denselben auf die zärtlichste Weise, schilderte das Elend, in das sie die Arbeitslosigkeit versetzt, den Kummer, der deshalb auf dem Herzen ihres Sohnes laste und fügte hinzu, daß er, der sie sonst nie Abends verlasse, seit einiger Zeit Abends ausgehe, um seine Mutter nicht mit seinem Schmerz zu betrüben.

Gerührt von dieser Erzählung, bat sich der Künstler ein Blatt Papier aus, schrieb an einen Unternehmer und empfahl ihm, den Ueberbringer mit Arbeit zu versehen. Als er der Mutter das Billet überreichte, setzte er hinzu, es sei von der Person, welche ihrem Sohne heute Abend begegnete.

Der Unternehmer gab dem jungen Manne wirklich Arbeit, und Herr X. dachte gar nicht mehr an das kleine

Abenteuer, als nach einigen Monaten Prosper zu ihm kam und ihm aus vollem Herzen für Alles dankte, was er für ihn gethan habe. Bis dahin hatte er den Namen seines Wohlthäters nicht gekannt. Herr X. erkundigte sich nach dem Namen seines Meisters und hörte dann von ihm, er sei mit Prosper sehr zufrieden. Er war ein ausgezeichneter Arbeiter, dem man bereits eine Lohnerhöhung zugedacht hatte. Prosper, der von Zeit zu Zeit seinen Wohlthäter besuchte, sagte ihm eines Tages, er wäre nun „Werkmeister", und sein Meister sei voller Lob für ihn. Ein Jahr später erschien Prosper mit trauriger Miene bei Herrn X., um ihm zu sagen, er sei entschlossen, seine bisherige Werkstatt zu verlassen. Als ihn Herr X. drängte, was ihn zu einem solchen Schritte bestimmte, sagte ihm Prosper, wiewohl zögernd: er liebe die Tochter seines Meisters, glaube sich gleichfalls geliebt, aber seine Lage erlaube ihm nicht, auf ihre Hand Ansprüche machen zu können, und um Kummer zu verhüten, zöge er es vor, das Haus zu verlassen.

Erfreut über diese zarte und ehrenhafte Gesinnung, verlangte Herr X. von Prosper, er solle seine Werkstatt nicht verlassen, bis er es ihm sage; er suchte nun den Meister auf und erzählte ihm kurz, was vorgefallen. Der Schlossermeister wollte darauf vor Entrüstung außer sich gerathen; aber Herr X. beruhigte ihn und bewies ihm, daß Prosper im Stande sei, seine Tochter glücklich zu machen; um also die Ehe zu Stande zu bringen, mußte er sich mit seinem Meister associiren. Die Heirath ging vor sich und nach wenigen Jahren war Prosper allein an der Spitze des Geschäftes. Jetzt hat er unter den ausgedehnteren Werkstätten zu Paris eine der größten, und ein Vermögen von mehr als 300,000 Franken. Er erfreut sich der allgemeinen Achtung.

Jedes Jahr empfängt Herr X. unter seinen Besuchen am Neujahrstage auch die von Prosper und seiner Frau. —

Der Künstler hat zuweilen die herrlichsten Aufflüge des Herzens, das ist bekannt, und seine Liebe ist dabei standhaft, sie stirbt nicht mit dem Unglück Jener, die sie lieben, was heut zu Tage in der Welt etwas Seltenes ist.

Eine dramatische Künstlerin hatte unter der Zahl ihrer Freundinnen eine Frau, die Mutter eines noch sehr kleinen Kindes und fünfundzwanzig Jahre alt war, als ihr Mann starb. Er hinterließ ihr nichts, als das kleine Wesen, welches zum Uebermaße ihres Unglückes, nachdem es anfangs große Hoffnungen gegeben, später blödsinnig wurde. Die arme Mutter hatte schon während der Krankheit ihres Mannes alle Nahrungsquellen erschöpft, und so trat denn bald die furchtbarste Armuth in ihrem Hause ein.

Sobald die Künstlerin Nachricht von diesem traurigen Vorfall erhielt, eilte sie zu der jungen Frau hin, und sie umarmend sprach sie zu ihr: „Muth, arme Freundin, ich habe ein Asyl für Dich und Dein Kind gefunden; es steht Dir zu Diensten, so lange Du willst. Von heute an ist meine Börse und mein Haus Dein.“ Dann nahm sie, ohne nur der jungen Frau Zeit zu lassen, zu sich selbst zu kommen, das Kind an die Hand und ließ es mit der Mutter in einen Wagen steigen. Hierauf führte sie Beide zu ihrer Familie, wo Mutter und Kind mit offenen Armen aufgenommen wurden.

Herrliches Beispiel für die im Allgemeinen so lauen Freundschaften der Welt, wenn es sich um ein Opfer oder eine Opferwilligkeit handelt!

Eine andere Künstlerin hatte keine andere Erwerbsquelle, als Musikstunden, die sie ertheilte; ihre schwache Gesundheit forderte aber zur Ruhe auf. Einige Ersparungen, glücklicher Weise aber noch mehr ihre bescheidenen Bedürfnisse, dieser Schatz der Armen, hatten sie bisher vor Noth bewahret. Ein frommes Mädchen besorgte jeden Morgen die kleine Haushaltung. Die Künstlerin und ihre Dienerin besaßen dasselbe Herz, dieselbe Zärtlichkeit, denselben Aufopferungsgeist und dieselben erhabenen Gefühle der reinsten Frömmigkeit. Sie lernten sich bald verstehen, und die gemeinsamen Beziehungen, welche gewöhnlich das Bedürfniß hervorruft, waren hier durch gegenseitige Achtung und Freundschaft veredelt.

Während einiger Zeit sah die Künstlerin B .... mit Betrübniß, daß ihr Hausmädchen besorgt und bekümmert war; ein wahrer Schleier von Traurigkeit verdüsterte

öfter die Gesichtszüge des sonst so blühenden lachenden Mädchens.

„Was fehlt Dir denn, Louise?“ sagte dann die Künstlerin zu ihr. „Du, das vor einem Monate noch so fröhliche Wesen, bist jetzt so ernst und nachdenkend! Du lachst nicht mehr, Du singst nicht mehr! Was quält Dich, bist Du krank?“

„Nein, mein Fräulein, Gott sei Dank!“

„Hast Du einen inneren Kummer, etwas auf dem Gewissen? Aber nein, Du bist zu vernünftig, um Dich dem Skrupel zu überlassen! Auf der anderen Seite hast Du auch hinreichendes Auskommen für Deine wenigen Bedürfnisse! Nun, was hast Du denn? Warum diese tiefen Seufzer, die Dir wider Willen entsteigen, und die Thränen, die ich in Deinen Augen sehe? Habe ich denn kein Recht mehr auf Dein Vertrauen?“

„O, gewiß, Fräulein!“

„Wenn Du Kummer hast, und wir beide besitzen wirklich keine Mittel, ihn zu heben, so kann doch die Freundschaft ihn erleichtern, wenn wir ihn miteinander theilen.“

„Fräulein, Sie sind zu gut gegen mich, ich kann dem Schwesterwort nicht widerstehen! Ja, ich habe Kummer, schweren Kummer! Eine arme Mutter vertraute mir sterbend ihren Sohn an. Ich erzog diesen Neffen, einen guten Knaben, der mir bis auf den heutigen Tag, er ist 20 Jahre alt, als Genugthuung und Belohnung der kleinen Opfer, die ich für ihn brachte, nur Freude gemacht hat; Niemand war besser, fleißiger und den Studien sich hingebender, als er, und dabei ein Engel der Frömmigkeit. Er will Priester werden, ein ernster Beruf, welcher von der Wiege an da sein muß. In dieser Hinsicht arbeitete und sparte er, um in's Seminar eintreten zu können. Und nun das Unglück! Er wurde dieses Jahr 20 Jahre alt und mußte sich mit seinen Altersgenossen auf der Mairie stellen, um als Inscribirter mitzulosen. O, die abscheuliche Aushebung! Mein Neffe griff ruhig in den verhängnißvollen Sack und zog ein unglückliches Loos. Ist das nicht schrecklich! Der junge Mann besitzt Alles, um in's Seminar eintreten zu können und ein würdiger Priester zu werden, und

nun zieht ihm das Vaterland eine Uniform anstatt der Soutane an. Urtheilen Sie selbst, ob er nicht unglücklich ist, der arme Junge! Das liegt mir auf dem Herzen, darum weine ich!"

Das arme Mädchen konnte sich nicht mehr halten, und überließ sich ganz ihrem Schmerze unter Weinen und Seufzen.

„Das begreife ich ganz gut, liebe Louise," erwiederte das Fräulein, ihr herzlich die Hand drückend, „und ich nehme den herzlichsten Antheil an Deinem Schmerze! Aber dabei muß man den Muth nicht verlieren! Gott sei Dank, alle Wege führen nach Rom .... und in's Seminar! Der Herr hat seine Wege. Laß Deinen Neffen diese Schuld an das Vaterland abtragen, da wir es nicht hindern können! Ist sein Beruf von oben, und er bleibt ihm treu, so kann ihn diese gefährliche Prüfung nur stärken. Er wird eben so fromm wieder zurückkommen, eben so eifrig, und er wird dann ein um so besserer Geistlicher werden, wenn er ein Muster von Soldaten gewesen. Von da an wird ihm die Vorsehung den Weg in's Seminar erleichtern."

Die arme Tante war zwar etwas getröstet, weil sie nun Jemand hatte, dem sie ihren Kummer anvertrauen konnte; sie vergoß zwar ihre Thränen, aber das Herz weniger gebrochen, wenn auch traurig, sah sie ihren Neffen abziehen, der selbst sehr niedergeschlagen war, und sich nur schwer daran gewöhnte, die Husarenuniform zu tragen, da man ihn unter ein solches Regiment gesteckt hatte. Das Pferd besteigen, exerciren, den Säbel und den Carabiner führen lernen, beständig die Säbeltasche an die Beine schlagen lassen und noch viele andere Sachen kamen ihm freilich sehr lästig vor und waren durchaus nicht nach seinem Geschmacke. Jedoch gab es eine andere Schwierigkeit, die ihm näher ging. Das Zusammenleben mit den Cameraden, die in geistiger Beziehung weit unter ihm standen, kam ihm härter vor, als alles Andere. Zudem hatte der junge Mann ganz den Anstand und die Haltung eines Klerikers, worüber seine Cameraden sich natürlich lustig machten, sowie sie auch, wenn sie ihn seinen Christenpflichten so pünktlich nachkommen sahen, niemals verfehlten, auf seine Kosten

zu witzeln; man nannte ihn überhaupt nur den Sacristan der Kaserne. Die Frömmigkeit des jungen Soldaten war um so aufrichtiger, sein Glaube um so fester, weil er denselben gründlich studirt hatte, und so konnten die Sticheleien und Spottreden seiner Kameraden den, der keine Menschenfurcht hatte, nicht zum Wanken bringen, sondern prallten ab, wie Erbsen auf einen eisernen Panzer geschleudert. Sein kaltes Blut entmuthigte zuletzt die Böswilligen, da sie sahen, daß sie ihr Pulver in's Leere verschossen, und sie begannen, allmälig den Rückzug. In dergleichen Fällen reicht es häufig hin, sich nur bestimmt und entschlossen zu erklären, um den Spöttern Stillschweigen aufzulegen und sie, wenn man gesunden Verstand und Kenntnisse besitzt, auf seine Seite zu bringen. Der junge Soldat machte diese Erfahrung. Wie die Festigkeit ihnen Achtung einflößte, so gewann er auch bald durch die Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters ihre Liebe. Er durfte jetzt seine religiösen Pflichten ungestört erfüllen, und viele seiner Kameraden konnten der stummen Beredtsamkeit seines Beispieles nicht widerstehen; ja, seine brüderlichen Rathschläge brachten sie bald dahin, daß sie gerührt uud reuig sich wieder am Fuße der Altäre einfanden, die sie seit langer Zeit verlassen hatten. Sogar diejenigen, die sich nicht entscheiden konnten, ihnen nachzufolgen, zeigten sich in ihrer Gegenwart viel ehrfurchtsvoller über gewisse Gegenstände.

So flossen dem jungen Husaren die Dienstjahre, gleichsam eine Vorbereitung auf sein Apostolat, die ihm anfänglich eine Ewigkeit zu sein schienen, schnell genug dahin. Als er seinen Abschied erhalten, verabsäumte er nicht, den Cameraden mit trauriger Seele Lebewohl zu sagen, und viele derselben waren seine wahren Freunde geworden. Er kehrte nun zu seiner Adoptivmutter zurück. Wie dieser zu Muthe war, als sie ihren theuren Neffen an's Herz drückte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Das Schäflein kehrte endlich wieder in den Schafstall zurück, ohne irgend einen Verlust an seiner Wolle erlitten zu haben.

Seine gute Tante führte ihn bald in seiner Uniform zu Fräulein B ..., welche ihn wie eine Mutter empfing, und ihm mit gewohnter Einfachheit sagte: „Wenn Sie jetzt

Priester werden wollen, so steht Ihnen nichts mehr im Wege. Ihre Beharrlichkeit wird nun belohnt werden. Sie können morgen schon in's Seminar eintreten, natürlich nicht in dieser Uniform, fügte sie lächelnd hinzu; ein Unbekannter hat mich beauftragt, die Pension zu zahlen." Der Unbekannte war die Künstlerin selbst, welche gleich nach der Abreise des Rekruten ihre Stunden wieder fortsetzte und mit einem erneuerten Eifer vermehrte. Der Ertrag wurde gewissenhaft zurückgelegt, um damit die Studienkosten des jungen Geistlichen, und ehemaligen Husaren zu bezahlen, der durch dieses fromme Opfer in Stand gesetzt wurde, im vergangenen letzten Monate seine erste heilige Messe zu lesen. —

Die Wohlthätigkeit des Künstlers stößt häufig auf die glücklichsten Ereignisse, gleichsam die Belohnung ihrer Wohlthaten schon hienieden findend. Die Einmischung der Vorsehung ist dabei unverkennbar.

In einem der armseligsten Häuser der Straße Hotel de Ville und in einem noch armseligeren Zimmer dieses Hauses wohnte eine Witwe mit ihrer siebenzehnjährigen Tochter von auffallender Schönheit; sie hätte eine kostspielige Wohnung beziehen können, aber sie zog diese von der Arbeit und Sparsamkeit bezahlte arme Wohnung einer reichen mit dem Opfer der Tugend und Würde erkauften vor.

Diesem Zimmer gegenüber wohnte in einem anderen ein Maler. Das Mädchen und seine Mutter verfertigten Corsette, eine der traurigsten Beschäftigungen, die es in Paris gibt, weil sie nicht immer Arbeit genug darbietet und das Warten auf dieselbe das Elend an den häuslichen Heerd bringt. Die beiden Frauen waren durch Arbeitsmangel bereits so weit zurückgekommen, daß sie zwei Termine Hausmiethe rückständig, dem Hausherrn einen großen Theil ihres bescheidenen Mobiliars abtreten und am Ende doch noch ausziehen sollten. Diese Lage war sehr traurig für die armen Wesen, denn sie mußten sich nun um eine möblirte Wohnung umsehen, im Falle sie ein Miethsherr mit ihrem Rest von altem Gerümpel nicht aufnehmen wollte, was äußerst selten vorkommt.

Die Zeit des Ausziehens war da, und die zwei Frauen

hatten nicht den Muth, sich um eine neue Wohnung umzusehen; am 8. Juli, dem fatalen Tage des Umzuges, hatten sie noch keinen Ausweg gefunden und befanden sich in der größten Verzweiflung, als sie um 10 Uhr Morgens den Miethsherrn kommen hörten. Da sie dachten, er würde sie zum Hause hinauswerfen, fielen sie beide unter Thränen einander in die Arme; aber wie erstaunten sie, als der Wirth sie im Gegentheile auf die zuvorkommenste Weise beruhigte und ihnen die Quittung überreichte, daß sie ihm nichts mehr schuldeten. Dieselbe war mit folgendem Briefe begleitet·

„Fräulein! Als ich von meinem Fenster aus Ihre verzweifelte Lage und Ihre trostlose Haltung erblickte, erkundigte ich mich nach der Ursache Ihres Kummers; ich erfuhr dieselbe und habe mir die Freiheit genommen, Ihre rückständige Miethe zu bezahlen; es darf dies Ihr Zartgefühl um so weniger beleidigen, als Sie mir während zwei Monaten unwissend ,als Modell gedient haben, und ich würde untröstlich sein, wenn Sie den Platz verlassen müßten, den Sie täglich einnehmen. Betrachten Sie mich daher ganz einfach als Ihren Schuldner, der ein Mal seiner Pflicht gegen Sie nachgekommen ist. — Ihr Nachbar gegenüber.“



Lebende Bilder

aus dem

modernen Paris.

St. Louis, Mo.
Druck und Verlag von F. Saler.
1866.


THE LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS
JUL 77
BOUND BY

